gule rls.
390

8 R

<36632924570017

<36632924570017

Bayer. Staatsbibliothek

Historische Nachrichten
und
politische Betrachtungen
über die
französische Revolution

von

Christoph Girtanner,

der Arzneiwissenschaft und Wundarzneikunst Doktor; der Kö-
niglich medicinischen Societäten zu Edinburgh und London, so
wie auch der litterar. und philosoph. Societät zu Manchester
Ehrenmitgliede; der Königl. Societät der Wissen-
schaften zu Edinburgh Ordentlichem
Mitgliede; u. s. w.

R

Erster Band.

Sara poi di si gran moti il fine,
Non fabriccha di regno, ma ruine,

T. TASSO.

1792.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Seinem Landsmanne

dem Herren

Johannes Müller,

Churfürstlich Maynz. Geheimen Konferenzrathe, verschiedener Akademien und gelehrter Gesellschaften Mitgliede, u. s. w.

Ihm

als dem Schweizerischen Tacitus

widmet

diesen Band,

als einen Beweis der größten Hochachtung und Verehrung.

der Verfasser.

Vorrede.

Die Revolution in Frankreich, und die, eben so schnelle als unerwartete, Umwerfung der französischen Staatsverfassung, deren Bau so fest zu seyn schien, hat auch in Deutschland allgemein dia Aufmerksamkeit rege gemacht. Menschen aus allen Ständen nehmen Antheil daran, horchen begierig auf jede Nachricht, die aus jenem Lande zu uns herüber kommt, und erwarten mit Sehnsucht das Ende dieser großen Begebenheit. Je-

der

der spricht davon; Jeder urtheilt darüber; Jeder prophezeiht für die Zukunft. Aber wie verschieden sind nicht diese Urtheile und diese Prophezeihungen! Und wie könnte es auch anders seyn? Die Urtheile eines jeden Menschen stehen allemal in einem zusammengesetzten Verhältnisse, aus der Kenntniß, die er von der Sache, über welche er urtheilt, besitzt; und aus dem Gesichtspunkte, von welchem er diese Sache betrachtet. Nun aber ist, bei vielen unter uns, die Kenntniß dessen, was in Frankreich vorgefallen ist, höchst unvollkommen, und der Gesichtspunkt einseitig: wie wäre es da möglich, daß das gefällte Urtheil richtig seyn sollte? Außer den vortreflichen politischen Betrachtungen des Herrn Brandes; den philosophischen Rezensionen des Herrn Rehberg, in der allgemeinen Litteratur-Zeitung; den Aufsätzen über Neckers Finanzverwaltung in der Berliner Monatschrift; einigen andern Aufsätzen, in eben dieser Monatschrift,

und im Neuen deutschen Museum; einigen beiläufigen Bemerkungen des Herrn Spittler, im Göttingischen historischen Magazine; und einigen interessanten Nachrichten, welche man in Herrn Schlözers Staatsanzeigen findet, ist nur sehr wenig in Deutschland über die französische Revolution geschrieben worden, das der Mühe werth wäre, gelesen zu werden. Ja es giebt sogar ein Journal, in welchem alle Thatsachen geflissentlich verstellt und falsch erzählt werden; ich meine das **politische Journal**. Die Schuld liegt wahrscheinlich nicht an dem Herrn Herausgeber, sondern an seinen Korrespondenten, welche sich ein Vergnügen daraus zu machen scheinen, ihm, von allem was in Frankreich vorgeht, gerade das Gegentheil zu berichten, und ihm auch die vortreflichsten Neuerungen im gehässigsten Lichte zu zeigen. Diese und ähnliche Betrachtungen haben bei mir den Wunsch veranlaßt, die historischen Nachrichten,

welche ich in Frankreich selbst gesammelt habe, und das Resultat einer unpartheiischen und kaltblütigen Beobachtung dem Deutschen Publikum vorzulegen: und ich thue es, in der Ueberzeugung, daß die Nachrichten, welche ich hier mittheile, authentisch, neu, wahr, interessant und des Aufbewahrens würdig sind; gesetzt auch, daß die politischen Betrachtungen, zu welchen sie mir Veranlassung gaben, weniger Werth haben sollten.

Ich schreibe zwar über die Zeitangelegenheiten, aber meine Absicht würde ich sehr verfehlen, wenn ich bloß eine Zeitschrift geschrieben hätte. Vielmehr habe ich den edlen Wunsch, auch noch von der Nachwelt gelesen zu werden; den Wunsch, daß noch ungeborne Generationen meinem Buche Vergnügen und Unterricht zu verdanken haben möchten. Um diesen großen Zweck zu erreichen, habe ich der gegenwärtigen Schrift alle Vollkommenheiten zu geben gesucht, welche dieselbe in meinen Händen erhalten konnte; ich habe sie mit

der größten Anstrengung aller Seelenkräfte geschrieben, deren ich fähig war. Wenn sie dessen ungeachtet, mit der Menge der übrigen Zeitschriften, bald in Vergessenheit gerathen sollte: so würde ich mich mit den Gedanken trösten, daß davon die Schuld nicht an mir liege; nicht an meiner eigenen Nachlässigkeit; nicht an Fehlern, die ich würde haben vermeiden können, sondern an der Natur selbst, welche mir, als sie mich bildete, die Fähigkeit, etwas Besseres und Vollkommneres zu liefern, versagt hat.

Der Gedanke, daß ich für die Nachwelt schreibe, hat in mir die allerreinste und lauterste Liebe zur Wahrheit erweckt, und dieselbe tief in meine Seele eingeprägt. Die Nachwelt wird vieles wissen, vieles erfahren, was uns jetzo noch unbekannt ist; sie wird daher, weit besser als wir, im Stande seyn, die Glaubwürdigkeit des Geschichtschreibers, des Zeitgenossen, zu beurtheilen, und ihr Urtheil wird strenge seyn.

Wegen dieses Gedankens, welcher mir immer gegenwärtig geblieben ist, habe ich alles weggelassen, was mir noch nicht genug bewiesen, oder noch zweifelhaft zu seyn schien, um nur Dasjenige zu erzählen, was ich, nach der strengsten Prüfung, für wahr, und für wirklich geschehen halte. Unfreiwillige Irrthümer werde ich, wenn sie mir bekannt werden, künftig verbessern, und überhaupt jede Belehrung mit Dank annehmen.

Die Fortsetzung dieses Werkes ist schon unter der Presse, und wird in kurzer Zeit erscheinen.

Göttingen, am 21. Februar 1791.

Christoph Girtanner.

Inhalt.

I. Erster Abschnitt.

Zustand von Frankreich vor der Revolution.

Uebertreibung der Schriftsteller; des Hrn. Schulz, Herrn Campe. Preßfreiheit. Staatsgefängnisse. Intendanten der Provinzen. Abgaben. Anwendung der königlichen Gelder. Minister. Adel. Ob dem Adel erlaubt seyn sollte, Hand-

lung

lung zu treiben? Staatsrecht von Frankreich. Zustand des Handels. Marseille. Bordeaux. Westindische Colonien. Charakter der Creolen; derCreolinnen. Corsika. Nationalcharakter der Frankreicher. Zustand der Wissenschaften; der Künste. Theologie. Arzneiwissenschaft. Philosophie. Intoleranz der Philosophen, die keinen Gott glauben. Zustand der Gelehrsamkeit. Mechanische Künste. Manufakturen. Schifffahrt. Ackerbau. Sitten in Frankreich Weiber. Leichtgläubigkeit Eiserne Maske. Phisiokraten. Seite 1

II. Zweiter Abschnitt.

Entfernte Ursachen, welche die Revolution allmählig vorbereiteten.

Ludwig der Vierzehnte. Ludwig der Funfzehnte. Ludwig der Sechszehnte. Königin von Frank-

reich. Cardinal Rohan. Halsbandsgeschichte. Anekdoten von Ludwig dem Sechszehnten. Neckers Leben und Charakter. Joly de Fleury. Dormesson. Calonne als Finanzminister. Notabeln. Herr von Brienne. Herr von Lamoignon als Siegelbewahrer. Streit der Minister mit den Parlamentern. Erste Weigerung derselben, und Verlangen, daß die Stände des Reichs zusammenberufen werden möchten. Verweisung des Pariserparlaments nach Troyes. Beschimpfungen, welche der Graf von Artois vom Pariser Pöbel erlitt. Wiederzurückberufung des Parlaments. Neue Weigerung desselben. Ausschreibung des Anlehens, gegen den Willen des Parlaments. Verweisung des Herzogs von Orleans. Neuer Plan des Principalministers und des Siegelbewahrers; der Plan der Cour pleniere. Despremenil entdeckt das Geheimniß, und wird in Verhaft genommen. Briennes Entlassung. Lamoignons Entlassung und tragischer Tod. Despotische Grundsätze des Principalministers,

sters, im Contrast mit den Grundsätzen, welche Heinrich der Vierte, Friederich und Joseph hatten. Philosophische Betrachtungen. . . 169

Erster
und
Zweiter Abschnitt.

Erster Abschnitt.

Zustand von Frankreich vor der Revolution.

Uebertreibung der Schriftsteller; des Herrn Schulz, Herrn Campe. Preßfreiheit. Staatsgefängnisse. Intendanten der Provinzen. Abgaben. Anwendung der königl Gelder. Minister. Adel. Ob dem Adel erlaubt seyn sollte, Handlung zu treiben? Staatsrecht von Frankreich. Zustand des Handels. Marseille. Bordeaux. Westindische Colonien. Charakter der Creolen; der Creolinnen. Corsika. Nationalcharakter der Frankreicher. Zustand der Wissenschaften; der Künste. Theologie. Arzneiwissenschaft. Philosophie. Intoleranz der Philosophen, die keinen Gott glauben. Zustand der Gelehrsamkeit. Mechanische Künste. Manufakturen. Schifffahrt. Ackerbau. Sitten in Frankreich. Weiber. Leichtgläubigkeit. Eiserne Maske. Phisiokraten

---

Muojono le Città, muojono i regni;
Copre i fasti e le pompe arena ed erba.

T. TASSO.

Um den gegenwärtigen Zustand Frankreichs richtig zu beurtheilen; um von der vor kurzem

geschehenen Staatsumwerfung, und ihren Ursachen und Folgen deutliche Begriffe zu erhalten, muß man nothwendig den vorigen Zustand dieses Reiches genau gekannt haben. Der vormalige Zustand Frankreichs ist aber für jemand, der sich nicht selbst, vor der Revolution, einige Zeit in diesem Reiche aufgehalten hat, nicht so leicht zu kennen, als man glauben sollte. Wollte man sich ein Bild dieses Zustandes nach den Deklamationen der gegenwärtigen Pariser Schreier, oder aus den Schriften, welche seit der Revolution von demokratischen Schriftstellern geschrieben worden sind, entwerfen: so würde dasselbe nicht sehr ähnlich werden. Diese Schriftsteller übertreiben alles. Was ihre fruchtbare Einbildungskraft ihnen als möglich darstellt, erzählen sie als wirklich geschehen. Immer gehen sie auf Stelzen, und schreien so anhaltend und so laut über den Despotismus, unter welchem vormals ihre Nation seufzte, daß zuletzt sogar die gesunde Vernunft und die kaltblütige Ueberlegung ihrer philosophischen Zuhörer durch den Lärm dahin gerissen wird, und in das allgemeine Geschrei mit einstimmt. Ein auffallendes Beispiel dieser Art geben uns die Schriften zweier unserer berühmten Landsleute. Herr Schulz hat, mit Dichterfeuer und in der ihm eige-

eigenen, schönen und kräftigen Sprache, die Geschichte der Einnahme der Bastille und die scheuslichen Auftritte der folgenden Tage beschrieben. Seine Erzählung ist größtentheils richtig, und in so ferne hat sie großes Verdienst; aber der Gesichtspunkt, aus welchem er die französische Staatsumwerfung betrachtet, ist (ich muß es sagen) nicht der richtigste. Er glaubt, die Minister haben planmäßig das Volk zu unterdrücken gesucht. Man höre ihn selbst:

„Die despotischen Minister konnten nicht eher „ruhig seyn, als bis sie ihre Macht zur despotischen Willkühr erhoben. Dies konnten sie nicht „eher, als bis sie die Freiheit bis auf das leiseste Gefühl derselben verdrungen; und dies „konnten sie nicht eher, als bis sie ihre Schlachtopfer, durch Verzweiflung an sich selbst, zu „schmeichelnden Sklaven, durch eröffnete Kanäle „zur Ueppigkeit und zum Luxus zu marklosen „Wüstlingen, durch ewig angeregtes Streben „nach Selbsterhaltung zu Egoisten, durch aufgethürmte Schwierigkeiten gegen Verbesserung des „Ganzen zu sorglosen, singenden und hüpfenden „Automaten, und durch die Nothwendigkeit, „mit dem Strome zu schwimmen, zu Wesen ohne

„Liebe, ohne Freundschaft, ohne moralische Grund„sätze umgeschaffen hatten. Nichts war übrig „geblieben, als Minister, Spione, Schliesser „und Sklaven."

Wäre die vorstehende Schilderung des vormaligen Zustandes von Frankreich eben so wahr, als sie gut gemalt ist: so würde sie unter die vortreflichsten Stellen in unserer Sprache zu rechnen seyn. Zeichnung und Colorit des schönen Gemäldes verrathen die Meisterhand; aber bei näherer Betrachtung bedauert man, daß es keine treue Darstellung der Natur ist. Es ist zwar ein Raphael: aber nicht eine Madonna mit dem Christuskinde, sondern eine Groteske; Löwen, die auf Rosengebüschen sitzen, und Elephanten, die sich auf Strohhalmen wiegen. Unmöglich konnten die Minister einen solchen raisonnirten Plan haben, das Volk zu unterdrücken und auszusaugen. Auf diese Weise hätten sie ja gegen ihr eigenes Interesse gehandelt; das darin bestand, so viel Geld als möglich von dem Volke durch gehäufte Auflagen zu erpressen. Um aber Geld von dem Volke zu ziehen, muß es welches haben. Das Interesse des Hofes und der Minister bestand folglich darin, dem Handel und den Ma-

nufakturen aufzuhelfen, Industrie zu begünstigen, neue Erwerbmittel für die niedrigen Klassen auszufinden; mit einem Worte, das Volk reich zu machen, um seinen Reichthum mit ihm theilen zu können. Zudem waren unter den Ministern sehr viele, denen man einen solchen Plan gewiß nicht zuschreiben wird. **Colbert**, **Turgot**, **Malesherbes**, **Necker** arbeiteten gewiß nicht darnach; es konnte dem zufolge nicht ein festgesetzter Plan der Regierung seyn, die auch überhaupt zu klug war, und ihr eigenes Interesse zu gut einsah, als daß sie nach so unsinnigen Grundsätzen hätte handeln sollen. Ich hoffe, Herr Schulz, den ich als Schriftsteller sehr hoch schätze, und dessen Romane ich mit großem Vergnügen gelesen habe, werde diese Bemerkung, welche Wahrheitsliebe und nicht Streitsucht mir abdrang, gerne verzeihen.

Denselben Fehler der Uebertreibung und eines allzugroßen Enthusiasmus glaube ich, auch in der Schrift des Herrn **Campe** zu bemerken. Man findet darin nicht mehr das gesunde Raisonnement, welches man sonst in Herrn Campes Schriften zu finden gewohnt ist; man erkennt gar nicht mehr den kaltblütigen Philosophen. Nach

Herrn Campes Versicherung macht die französische Revolution nicht nur der Nation, bei welcher sie vorging, sondern sogar der Menschheit Ehre. Die Art, wie dieselbe bewirkt wurde, die angewandten Mittel, den Gebrauch, welchen die Nation von der neu erworbenen Freiheit machte; alles findet er des größten Lobes werth, und die schaudervollen Grausamkeiten, welche dabei vorfielen, entschuldigt er entweder, oder läugnet sie ganz. Nur drei Wochen hielt sich Herr Campe in Paris auf; und diese kurze Zeit war ihm hinlänglich, um eine Revolution, die seit so langer Zeit vorbereitet worden war; die durch eine Menge in einander greifender und durch einander verflochtener Umstände zustande gebracht worden war, zu beschreiben und zu beurtheilen. Er läßt sich von dem Enthusiasmus des immer von einem Extrem zu dem andern überspringenden französischen Volkes hinreissen, und giebt uns eine Lobrede auf die Revolution, statt einer philosophischen Geschichte derselben. Wer könnte wohl seine Schrift aus der Hand legen, ohne folgende vortrefliche Stelle eines berühmten Schriftstellers auf ihn anzuwenden: „In drei Wochen alle Gesellschaften einer „großen Stadt zu beobachten, den Gehalt dessen, was darin gesprochen wird, zu bestimmen,

„das

„das Wahre von dem Falschen, das Wirkliche „von dem Anscheinenden, und das, was man „spricht, von dem, was man denkt, genau zu „unterscheiden; dies beschuldigt man die Frank„reicher, zuweilen in andern Ländern thun zu „wollen: aber ein Fremder sollte es nicht bei „ihnen thun; denn sie verdienen wohl gesetzt „studirt zu werden." a)

Mir scheinen die Schilderungen des vormaligen Zustandes von Frankreich sehr übertrieben zu seyn. Ich habe Frankreich vor der Revolution gesehen. Ich habe mich nicht nur lange in Paris, sondern auch in den Provinzen und ihren Hauptstädten einige Zeit aufgehalten, und bin dadurch mit dem vorigen Zustande dieses Reiches genau bekannt geworden. Von dem Drucke, un-

a) Observer en trois semaines toutes les sociétés d'une grande ville; assigner le caractére des propos qu'on y tient; y distinguer exactement le vrai du faux; le réel de l'apparent; & ce qu'on y dit de ce qu'on y pense: voilà ce qu'on accuse les François de faire quelquefois chez les autres peuples, mais ce qu'un étranger ne doit point faire chez eux, car ils valent bien la peine d'être étudiés posément. *J. J. Rousseau* nouv. Héloise.

ter welchem das Volk lebte; von den Ungerechtigkeiten, welche die Intendanten der Provinzen, die Militairpersonen und die Civil- und Criminaljustiz ausübten; von dem auf den höchsten Grad gestiegenen Verfall der Sitten und der Religion; von der Verachtung, mit welcher die Großen auf alle nützliche Beschäftigungen herab sahen, bin ich selbst Augenzeuge gewesen. Ich habe aber auch gesehen, daß Sanftheit der Sitten die Strenge der Gesetze milderte; daß offenbare Ungerechtigkeiten nicht ungestraft begangen werden konnten; daß das so sehr gedrückte Volk das fröhlichste in Europa war; daß man verbotene, und durch den Henker verbrannte Bücher in Jedermanns Händen fand; daß Minister, welche der Nation verhaßt waren, nicht lange regieren durften; daß, mit einem Worte, die Ausübung der Gesetze mit den Gesetzen selbst in beständigem Widerspruche war. Unter der jetzigen Regierung besonders suchte man dem Volke die Last, welche es drückte, so viel als möglich zu erleichtern. Die Frohndienste der Bauern wurden aufgehoben; Verhaftbriefe wurden seltener gebraucht; Handlung und Manufakturen wurden begünstigt; Gelehrte von Verdienst wurden belohnt; ungerechte Richter wurden abgesetzt und bestraft; und langsam, aber

doch

doch merklich, nahm die Macht des Königs täglich ab, die Macht des Volkes hingegen täglich zu. Handlung und Manufakturen waren im Flor; Künste und Wissenschaften wurden geschätzt; die Fröhlichkeit, die Munterkeit, der Witz der Frankreicher waren in ganz Europa zum Sprichwort geworden. Alles dieses sind doch wohl Beweise, daß das Joch, welches die Nation trug, nicht so schwer war, als man uns gern zu glauben überreden möchte. Ein Volk, das unter der eisernen Ruthe eines Tyrannen lebt, die Fesseln eines morgenländischen Despotismus trägt, und bis aufs Blut ausgesaugt wird, mag immerhin leichtsinnig und flüchtig seyn: es wird sich dennoch nicht so sehr verstellen können, daß es lache und scherze, während es heimlich über erlittene Ungerechtigkeiten seufzt. Despotischer Druck macht stille und ernsthaft. Wer hart gedrückt ist, wem der Gram am Herzen nagt, der lacht nicht und scherzt nicht. Blumen munterer Freude keimen und gedeihen nicht auf den Gefilden, die ein Tyrann beherrscht!

Sehr übertrieben sind die Klagen über die vormalige Einschränkung der Preßheit in Frankreich. Alle guten Schriften, sagt man, wurden

verboten oder verbrannt; die Censur saß mit dummer Miene auf einem aus Heiligenlegenden, aus päbstlichen Bullen und aus Conciliumsschlüssen gebauten Throne; Aberglauben, Unwissenheit und Fanatismus standen ihr zur Seiten; vor ihr lagen gedruckte und ungedruckte Arbeiten der französischen Schriftsteller: sie berührte mit ihrem eisernen Scepter, so wie der Arzt des Sancho Pansa mit seinem Stäbgen, was sie zur Seelennahrung für ungesund hielt, und was sie berührte, wurde durch den Henker verbrannt. So ungefähr stellt man uns jetzt den vormaligen Zustand der französischen Litteratur vor. Aber wie vieles ist nicht hierin übertrieben? Lebte nicht **Voltaire**, welcher die herrschende Religion angriff und lächerlich machte, in Frankreich? Starb er nicht in Paris? War er nicht in den letzten Tagen seines Lebens der Abgott des Pariser Publikums, das immer einen Götzen haben muß? Lebten nicht **Rousseau**, **Raynal**, **Helvetius**, deren Schriften durch den Henker verbrannt worden waren, in Paris? Wurden nicht eben diese verbrannten Schriften öffentlich verkauft und allgemein gelesen? Hat man nicht seit einigen Jahren eine neue Ausgabe der Encyclopädie in Paris selbst gedruckt und öffentlich verkauft? Wurde

nicht

nicht ganz Europa von Paris aus mit den zügellosesten, unzüchtigsten Büchern und den schändlichsten Kupferstichen überschwemmt? War den Schriftstellern Frankreichs irgend ein Gegenstand zu heilig, um nicht darüber zu spotten; irgend ein Laster zu schändlich, um es nicht mit den gefälligsten Farben zu schildern? und, um mit Einem Worte Alles zu sagen, wurde nicht der Verfasser des schändlichen Pasquills auf den Berliner Hof in der Provinz zum Abgesandten an die Reichsstände gewählt, zu eben der Zeit, da sein Buch in Paris verbrannt wurde? Das Verbrennen der Bücher war weiter nichts als eine lächerliche Ceremonie, welche die Schriftsteller selbst durch Cabalen zu erhalten suchten, weil sie dann sicher waren, durch den Verkauf ihres Buches reich zu werden. Das verbrannte Buch lebte, wie ein Phönix, aus seiner Asche neu und verjüngt wieder auf, und wurde nun nicht mehr gelesen, sondern verschlungen; nicht mehr einmal, sondern zehnmal gedruckt. Die Preßfreiheit war in Frankreich nicht unterdrückt, aber die Polizei wachte darüber. Sie gab zu, daß Schriften, welche von philosophischen, politischen oder religiösen Gegenständen handelten, öffentlich verkauft wurden; sie mochten auch noch so frei geschrieben

seyn:

seyn: aber sie litt nicht, daß die Preßfreiheit in Zügellosigkeit ausartete: daß namenlose Schriftsteller Pasquille über noch lebende Personen schrieben, und dem ehrlichen Manne, der seinen Weg ruhig fortging, meuchelmörderischer Weise den Dolch in den Rücken stießen. Dies litt sie nicht; darüber hielt sie strenge; das thut sie aber auch in England, wo die Preßfreiheit unumschränkt ist, und dies muß sie in jedem Stand thun, wo eine wohl eingerichtete Regierungsform für die Sicherheit des Eigenthums und der Personen sorgt. Es ist selbst das Interesse der Schriftsteller, darüber zu wachen, daß sich in ihre ehrenvolle Zunft keine Miethlinge und Tagelöhner einschleichen, welche dem Ansehen der Zunft durch ihren Beitritt schaden. Es ist selbst das Interesse der Schriftsteller, darüber zu wachen, daß das edle Vorrecht, mit Tausenden auf einmal zu sprechen, nicht von Bösewichtern gemißbraucht werde, die sich wegen wahrer oder eingebildeter Beleidigungen durch Pasquille zu rächen suchen.

Eben so frei, als man in Frankreich vormals über alle Gegenstände schreiben durfte, eben so frei konnte man auch über alles sprechen. Ueber religiöse und politische Gegenstände, von den Ministern,

nistern, von dem Hofe, ja sogar über den König und die Königin wurde mit unumschränkter Freiheit gesprochen. In den Caffeehäusern, an öffentlichen Orten und in gemischten Gesellschaften sprach man zwar etwas vorsichtiger, weil man die Spionen der Polizei fürchtete: aber unter Freunden, und in seinem eigenen Hause sprach man ganz frei und ohne alle Zurückhaltung. Es ist kaum ein Beispiel bekannt, daß Jemand wegen freier Reden wäre bestraft worden. Der Hang, über alles zu sprechen, und viel zu sprechen, ist so innig in den Nationalcharakter der französischen Nation verwebt, und Schwazhaftigkeit macht so sehr den Grundzug dieses Charakters aus, daß es eher möglich wäre, den Lauf eines Flusses aufzuhalten, als den gesprächigen Frankreichern die Zunge zu binden. Dies sah die Regierung wohl ein, und es war der bekannte Grundsatz der Minister: „Lassen wir sie sprechen, wenn „sie uns nur handeln lassen." a) Als einen Beweis, wie frei man vormals in Frankreich, sogar an öffentlichen Orten, über den Hof und die Regierung sprach, will ich nur Eine Anekdote anfüh-

a) Laissons-les dire, pourvu qu'ils nous laissent faire!

führen. Nachdem der Finanzminister Joly de Fleury seinen Abschied erhalten hatte, befürchtete man in Paris, daß der allgemein verhaßte Foulon an seine Stelle kommen möchte. Man sprach darüber im Caffee de Foy. Mitten im Gespräche stand einer von der Gesellschaft auf, und sagte: „Fürchten Sie nichts, meine Herrn, die Reihe „ist jetzt nicht an ihm." — Wie so? — fragte man — „In Frankreich, fuhr jener fort, sind „die Finanzen wie das Tertianfieber; sie haben „wechselsweise einen guten und einen schlechten „Minister: jetzt ist die Reihe an einem ehrlichen „Manne, folglich nicht an Herrn Foulon." Man untersuchte den witzigen Einfall genauer, und fand ihn wirklich sehr gegründet. Den folgenden Tag wurde in Paris das Tertianfieber der Finanzen zum Sprichworte. In einem Lande, wo man solche Dinge sagen darf, muß doch der Despotismus nicht sehr drückend seyn!

Uebertrieben ist auch das, was man uns von den Staatsgefängnissen in Frankreich und von der Bastille vordeklamirt. Wir, die wir diesseits des Rheins, an den Ufern der Donau, der Spree und der Nordsee wohnen, hören mit Schaudern die Beschreibung, welche man uns von diesen fürch-

fürchterlichen Gefängnissen macht. Auf den blossen Wink eines Polizeilieutenants, eines Ministers, einer königlichen Maitresse, kann ein ehrlicher Mann, der das Unglück hat, ihr zu mißfallen, lebenslänglich in einen dieser dumpfen Kerker eingesperrt werden. Er ist dort einsam und verlassen, lebendig begraben, von der Welt vergessen. Dem Arm der Gesetze und den Tröstungen der Freundschaft entrückt, schmachtet er zwischen undurchdringlichen Mauren, sieht nicht das wohlthätige Licht der Sonne, hört keinen andern Laut, als das Getöse der sich öfnenden und schliessenden Riegel und das Geklirre seiner Ketten, keine andere Stimme, als die seines Kerkermeisters. Er sieht das Ziel seiner Leiden nicht voraus, kennt nicht einmal den Grund seiner Verhaftnehmung, verlebt seufzend und traurig ein langes, quaalvolles Leben, und stirbt endlich als das unglückliche Schlachtopfer eines grausamen, subalternen Tyrannen. Die Menschheit schaudert bei diesem Gemälde. Wir bedauren euch, ihr unglücklichen Schlachtopfer des Despotismus, die ihr unter dem Drucke einer solchen tyrannischen und grausamen Regierung lebt! Wir beklagen euer Schicksal, ihr armen Gefangenen, die ihr zu Hunderten in den Kerkern der Bastille, zu

St. Lazare, zu Pierre en Cise, zu Mont St. Michel, auf der Insel St. Marguerite, im Schlosse zu Lourde, und an andern Orten eure weinenden Augen zum Himmel erhebt, dem eure Unschuld und eure Rechtschaffenheit bekannt ist. Blickt hieher! seht! euer Wunsch ist erfüllt! Es erscheint, mit dem Rachschwerdte in der Hand, die Freiheit. Sie ruft mit donnernder Stimme: „öfnet euch, ihr eisernen Thüren! Springt auf, „ihr Riegel! Dumpfe und finstere Kerker, speit „eure Gefangenen aus! Schlachtopfer der Ty„rannen, zerbrecht eure Ketten; tretet hervor; „wärmt euch an dem wohlthätigen Lichte der „Sonne, das ihr so lange nicht gesehen habt; „ihr seyd frei!" O! wie werden sie auf diesen Ruf sich hervordrängen; wie werden sie herausstürzen, die armen Gefangenen; wie werden sie sich freuen, das Tageslicht zu sehen! Aber siehe! die Bastille, dieses schrecklichste, von allen Gefängnissen, welches ein rachsüchtiger Minister in einer halben Stunde anfüllen könnte, siehe! die Bastille öfnet sich, und es erscheinen — sieben Gefangene, worunter vier falsche Wechsel gemacht haben, und drei verrückt sind. Man drängt sich hinein; man durchsucht die ungeheuren Archive, diese Annalen der Tyrannei: was für schreckliche

Ge-

Geheimnisse wird man da nicht entdecken? Aber, man entdeckt nichts! Nun dringt man in die unterirdischen Gefängnisse: man sucht die Fallthüren, die berühmten Oubliettes des Großveziers Richelieu, wo die Schlachtopfer seiner Rache, durch eine von ihm erfundene Maschine, mit tausend Messern auf einmal in Stücken zerschnitten wurden — und diese Maschinen sind nicht vorhanden. Alles war bloße Uebertreibung, leere Deklamation, Geschöpfe einer fruchtbaren Einbildungskraft, und wir, unpartheiische, kaltblütige Zuschauer im nördlichen Europa, haben das Vergnügen, zu sehen, daß die Menschheit noch nicht so ausgeartet ist, als man uns zu glauben bereden wollte. Ein so auffallendes Beispiel sollte uns aber auch gegen die Deklamationen der französischen Schriftsteller mißtrauisch machen! Man würde mich unrecht verstehen, wenn man mir vorwerfen wollte, daß ich dem Despotismus das Wort rede, und daß ich die Gräuelthaten, welche in der Bastille geschahen, läugnen, oder gar entschuldigen wollte. Dieses ist keinesweges meine Absicht; ich warne nur vor Uebertreibung: ich behaupte nur, daß unter Ludwig dem Sechszehnten nicht mehr so abscheuliche Dinge vorgingen, als unter Ludwig dem Funfzehnten vorgegangen waren. Die Pei-

nigungen der Gefangenen, welche man sich in der Bastille erlaubte, läugnen, würde Unwissenheit; sie entschuldigen, Unmenschlichkeit verrathen. Ich bin aber zu gut mit allem bekannt, was über dieses schreckliche Gefängniß geschrieben worden ist, um mich in der ersten zu befinden; und habe von der Natur ein zu weiches Herz erhalten, um mich der zweiten schuldig zu machen. Unter den vorigen Regierungen geschahen freilich in diesem Schlosse Dinge, vor deren Erzählung auch der kaltblütigste Zuhörer mit Schaudern und Schrecken zurücke bebt. Pelisson, ein berühmter Gefangener, der viele Jahre in quälender Einsamkeit in diesem Gefängnisse zugebracht hatte, ohne ein anderes, lebendiges Geschöpf, als den Gefangenwärter, zu sehen, gelangte endlich nach unendlicher Mühe dahin, eine Spinne, die sich in seinen Kerker verirrt hatte, zu zähmen. Sie kam, wenn er rief, leistete ihm Gesellschaft, lief auf seiner Hand, und war der Gegenstand seiner zärtlichsten Zuneigung, weil sie das einzige Geschöpf um ihn her war. Unvermuthet kömmt der Gefangenwärter herein, und findet den Gefangenen im Gespräche mit seiner geliebten Spinne. Mit großer Kaltblütigkeit ergreift jener das kleine Insekt, wirft es auf die Erde, und zerquetscht

es

es mit dem Fuße. Ewig unvergeßlich wird mir bleiben, was ich in meiner Jugend empfand, als ich diesen Zug zum erstenmale las. Er durchschnitt mir die Seele, und ich verwünschte das ganze menschliche Geschlecht, das einer solchen ausgesuchten Bosheit fähig seyn kann. Dieser Zug war lange Zeit das empörendste, was ich mir denken konnte: aber was la Tude erzählt, ist noch empörender. Wegen einer jugendlichen Unbesonnenheit mußte er fünf und dreißig Jahre lang im Gefängnisse schmachten. Er hatte, als ein leichtsinniger Jüngling, Verse gegen die Maitresse des Königs, die Pompadour, gemacht, und wurde deswegen in die Bastille gesetzt, aus welcher er durch einen, mit dem größten Scharfsinne ausgesonnenen, mit unglaublicher Gedult und Vorsicht allmählich vorbereiteten, und mit bewundernswürdiger Gegenwart des Geistes ausgeführten Plan sich rettete. Er entgieng, und floh nach Holland; aber auch dort verfolgte ihn die Rache der beleidigten weiblichen Eitelkeit. Er wurde aufs neue gefangen genommen, nach der Bastille zurück gebracht, und schärfer als vorher bewacht. Hier schmachtete nun der feurige Jüngling in der Blüthe seines Lebens. Seine weiche Seele wünscht sich mitzutheilen, und sucht Gesellschaft. In dem

unterirdischen Kerker, in welchem er steckt, zähmt er die Ratten, muß aber diese, seine guten Freunde, verlassen, und wird in ein anderes Zimmer in dem Thurme gebracht. Hier verirrt sich eine Taube vor sein Fenster. Er streut ihr Brodkrumen hin, und sie kömmt die folgenden Tage wieder. Nun zupft er Faden aus seinen Hemden, macht ein Netz daraus, und fängt die Taube damit. Es war ein Männchen, und bald kam auch das Weibchen ihrem treuen Gefährten nach. Dieses Taubenpaar hegte er, er zähmte sie, und liebte sie bald mit außerordentlicher Zärtlichkeit: sie machten sein Vergnügen, seine Freude, seinen einzigen Zeitvertreib aus. Bald nachher kündigt ihm der Gefangenwärter an, er habe Befehl, die Tauben zu tödten. „Bei diesen Worten, sagt la Tude, „war meine Verzweiflung unaussprechlich groß; „ich verlor meinen Verstand. Mein Leben hätte „ich hingegeben, um eine zu gerechte Rache an „diesem Ungeheuer ganz befriedigen zu dürfen. „Er machte eine Bewegung, die unschuldigen „Gefährten meines Unglücks zu fassen; aber ich „sah es, und stürzte hin, um ihm zuvor zu „kommen. Ich ergriff sie, und in meiner Wuth „zerdrückte ich sie beide. Dieser Augenblick war „vielleicht der schrecklichste meines Lebens, und

„jedes

„jedesmal hat mir die Erinnerung daran die „Seele durchschnitten. Einige Tage nahm ich „keine Nahrung zu mir; Schmerz und Unwillen „wechselten in mir ab, mein Seufzen war ein „Geheule, und die Menschen verabscheute ich." Solche Züge beweisen, mehr als alle leere Deklamationen, **was** die Bastille wirklich war. Seit der Revolution hat man erfahren, daß die ausgesuchtesten Grausamkeiten an den Gefangenen in der Bastille zu der Zeit verübt wurden, als Sartine Polizeilieutenant war. Eben dieser Sartine war auch Erfinder der Verzierung des Zifferblattes der großen Glockenuhr, die nach dem Hofe zu ging, in welchem den unglücklichen Gefangenen zuweilen Luft zu schöpfen erlaubt wurde. Das Zifferblatt der Uhr ruhte auf zwei Figuren, einem Manne und einem Weibe, die am Halse, an den Händen, an den Füßen und mitten um den Körper angefesselt waren. Rund um das Zifferblatt gingen Guirlanden von künstlich in einander verflochtenen Ketten, die sich oben vereinigten, und den Gefangenen in einer schrecklichen Allegorie ewige Gefangenschaft andeuteten.

So übertrieben in gewisser Rücksicht die Klagen der französischen Schriftsteller über die vorige

Regierung sind; so gerecht sind sie dennoch in anderer Rücksicht. Es ist nicht zu läugnen, daß vormals in Frankreich das Volk sehr despotisch regiert wurde. Wie verwickelt, wie mannigfaltig waren nicht die Abgaben? Keiner wußte genau, wie viel er eigentlich zu bezahlen hatte. Ganz willkührlich und despotisch beherrschten die Intendanten die ihnen untergebenen Provinzen, und behandelten ihre Mitbürger mit unerträglichem Stolze. Härte war die einzige Tugend, auf die sie Anspruch machten; die einzige, durch welche sie sich bei dem Minister, dessen Kreaturen sie waren, beliebt machen, und ihre Stellen ferner behalten konnten. Gemeiniglich war der Intendant ein junger, noch unerfahrner Mann, der durch seine Verwandten, oder durch Intriguen die Stelle sich zu verschaffen gewußt hatte. Eilfertig durchrannte er die ihm anvertraute Provinz; mit der Ungeduld, mit welcher man ein unangenehmes Geschäfte so schnell wie möglich zu endigen suchte, verrichtete er die Pflichten seines Amts; ging nach vollendeten Geschäften in seine Residenz zurück; hielt sich eine kurze Zeit dort auf, um Cour anzunehmen; und eilte dann wieder nach Paris, und an den Hof. So wurden vormals die französischen Provinzen regiert;

so

so wenig bekümmerte sich der Hof um das Wohl des Landes. Indessen waren doch, schon vor der gegenwärtigen Revolution, auch diese Mißbräuche zum Theil abgeschafft worden. Durch die Errichtung der Provinzial-Administrationen hatten die Notabeln dem Uebel schon zum Theil abgeholfen. Diese Provinzial-Administrationen waren ein Rath, der dem Intendanten zugegeben wurde: ein sicheres Mittel, den rechtschaffenen Mann zu unterrichten, und den subalteren Tyrannen im Zaum zu halten, wenn er seine Macht mißbrauchen wollte.

Und wie hart, wie tyrannisch wurden nicht die Abgaben eingefordert! Der gedrückte Bauer, der arme Handwerker, mußten einen Theil ihres, im Schweiß des Angesichts sich verschafften Erwerbes an unerbittliche Steuereinnehmer abgeben, welche, mit einem DE PAR LE ROI in der Hand, zu Tausenden in den Provinzen herum zogen, und dieselben plünderten. Wer nicht bezahlen konnte, wurde ins Gefängniß geschickt; wer es wagte, sich zu wehren, mußte nach den Galeeren wandern. Und gerade diese Steuereinnehmer, die den Armen bis auf das äußerste aussaugten, machten von dem erpreßten Gelde in

der Provinz einen Aufwand, der um so viel mehr Unwillen erregen mußte, da er unter den Augen derer geschah, welche sich das Nothdürftige hatten entziehen müssen, um diese übermässige Pracht zu unterhalten. Die Steuereinnehmer spotteten gleichsam öffentlich des allgemeinen Elendes, woran vorzüglich sie Schuld waren. Einige von ihnen verzehrten die Gelder, welche ihnen doch nur anvertraut waren; andere entwandten einen Theil derselben; noch andere streckten der Regierung mit anscheinendem Patriotismus zu wucherischen Zinsen dieselbigen Summen in Anlehen wieder vor, welche sie ihr entwandt hatten. Und was noch aus diesen räuberischen Händen bis in den königlichen Schatz gelangte, wie wurde es dort erst angewandt? Maitressen, Kupler, Spione, Giftmischer, Schmeichler, Lieblinge, Heuchler, Höflinge, Pflastertreter, Priester, Spieler, Müssiggänger theilten sich darein, und das wahre Verdienst ging leer aus. Wer sich einigermaßen einen Begriff zu machen wünscht, wie das Geld der Nation angewandt wurde, der darf nur die Pensionsliste, das rothe Buch, oder den Almanac de Versailles nachsehen. Da findet man einen Capitain der Maulesel, einen Capitain der Windhunde, einen Capitain des

Vögel-

Vögelfluges, Staatsportechaisenträger, a) und eine Menge anderer, mit eben so lächerlichen Titeln begabter und von dem Schweiße des Armen theuer bezahlter Müssiggänger. Welcher Menschenfreund könnte sich hiebei des Unwillens über eine so gesunkene, so verächtliche, so verworfene Regierung enthalten, als die vormalige Französische war! Eben so auffallend ist im Almanac Royal das ungeheure Verzeichniß der königlichen Kritiker (Censeurs Royaux), und man kann sich nicht genug darüber wundern, daß es allein in der Stadt Paris so viele Männer gab, die im Stande wären, Fehler in den Werken eines Voltaire, Rousseau, Raynal, Helvetius, oder Buffon auszufinden! Außerdem ging noch ein grosser Theil des Geldes der Nation unter dem Namen von Subsidien, oder als Bestechung nach fremden Ländern,

a) La capitaine des mulets, le capitaine des levrettes, le capitaine du vol des oiseaux, le porte-chaises d'affaires, un cravatier ordinaire, qui a les honneurs du service, les maitre-queues, les hâteurs, les avertisseurs, les enfants de cuisine-bouche, les sommiers des broches, les ferdaux, les verduriers, les galopins extraordinaires, les chirurgiens précaires &c.

nach Schweden, nach Dänemark, der Schweiz, nach Holland, nach Deutschland, um auch in diesen Ländern die Sitten zu verderben und französische Politik einzuführen. Für alle diese Länder ist die Staatsumwerfung Frankreichs wahrlich ein großes Glück, und zugleich ein warnendes Beispiel, wohin ein solches System, dessen Politik sich auf Sittenlosigkeit gründet, zuletzt führen muß!

Eben so gegründet sind auch die Klagen über die Regierung der Minister und der höhern Militairpersonen. Die Macht der Minister war zu groß. Sie hatten alle Stellen zu vergeben, und besetzten dieselben mit Freunden, Verwandten, Schmeichlern und Protegirten. Sie mißbrauchten ihre Gewalt, und schalteten eigenmächtig und willkührlich mit Personen und Eigenthum. Die Obristen der Regimenter, junge Leute aus angesehenen Familien, oft kaum der Schule entwischt, Kreaturen des Ministers, behandelten die ihnen untergebenen Officiere, welche ihnen oft an Stande gleich, und an Alter und Erfahrung weit überlegen waren, mit unerträglicher Insolenz. So ging es in allen Klassen. Ueberall hatten subalterne Tyrannen die Macht an sich gerissen, und

regier-

regierten, im Namen des Königs, mit einer Härte, und mit einem Despotismus, der endlich auch dem Unterwürfigsten unerträglich werden mußte. Als einen Beweis, wie die wichtigsten Stellen vergeben wurden, will ich nur folgendes anführen. Die Aufsicht über den Jardin du Roy und das berühmte königliche Naturalienkabinet hatten vormals Büffon und Daubenton. Die Stellen dieser berühmten Gelehrten sind jetzt auf folgende Art besetzt. An Buffons Stelle kam Herr de la Billardiere, ein abgedankter Officier der Garde du Corps, der von Naturgeschichte nicht das Geringste versteht, sich um Gelehrsamkeit nie bekümmert hat, und kein anderes Verdienst besitzt, als daß er die 18,000 Livres jährlichen Gehalts zu verzehren weiß. Das Versprechen, Daubentons Stelle zu erhalten, hat Herr de la Ville, der Sohn eines Advokaten von Agen. Er ist durch eine Schrift über die Musik und durch die Oper Omphale bekannt. Neulich hat er sich selbst zum Graf de la Cepede umgeschaffen, und schreibt unter diesem Namen eine Fortsetzung des unsterblichen Büffonschen Werks: er beschreibt die kriechenden Thiere. Wäre es mir erlaubt, mich eines schlechten Wortspiels zu bedienen: so würde ich sagen, daß er die Geschichte dieser Thiere

sehr

sehr gut kennt. a) Der dritte ist ein geschwätziger Rechtsgelehrter, der dem Publikum durch eine Schrift über die Luftballons, und durch eine andere, über die Vulkane, bekannt ist: er heißt Faujas de St. Fond. Dies sind die Männer, welche von der Regierung für würdig gehalten worden sind, die Nachfolger eines Buffon und Daubenton zu seyn!

Indessen sind doch auch die Klagen über die Minister sehr übertrieben, und oft ungerecht. Der gemeine Mann hat gar keinen Begriff von der Mannigfaltigkeit der Talente, und von der Festigkeit des Charakters, die erfordert wird, um die glänzende Stelle eines Staatsministers mit Würde und Beifall zu bekleiden. Alles Gute, das geschieht, schreibt das Volk dem Zufalle, und alles Unglück, das den Staat betrifft, dem Minister zu. Ungerechtigkeiten, die in seinem Namen vorgehen, und die er oft weder befohlen

hat,

a) Ce n'eſt pas toutefois qu'une muſe un peu fine
Sur un mot, en paſſant, ne joue, & ne badine,
Et d'un ſens détourné n'abuſe avec ſuccès;
Mais fuyez ſur ce point un ridicule excès.

BOILEAU.

hat, noch erfährt, werden ihm zur Last gelegt, und wenn durch eine Menge schwer zu entwickelnder, und wohl nur der Vorsehung ganz bekannter Ursachen die so künstlich zusammengesetzte Staatsmaschine ins Stocken geräth, oder ganz zerfällt; so behauptet man wohl gar, wie Herr Schulz, auch dieses sey ein absichtlich angelegter Plan des Ministers, der die Staatsmaschine so stark aufgewunden habe, daß die alles in Bewegung setzende Feder habe springen müssen. Um richtigere Begriffe hierüber zu erhalten, lese man das von einer Meisterhand entworfene Gemälde eines Staatsministers in einer neulich erschienenen französischen Schrift. a) Der seichte Verfasser der Gallerie des Etats-généraux, der Marquis de Luchet, hat dieses Gemälde, ohne seine Quelle zu nennen, wörtlich abgeschrieben, und in sein höchst mittelmäßiges Buch eingerückt.

Eben so gerecht sind die Klagen der französischen Schriftsteller gegen den Adel. Der Stolz und die Anmaßungen des Adels nahmen in Frankreich täglich zu. Er behauptete das Recht auf alle

a) Le Comte de Vergennes première cause des Etats-généraux.

alle ehrenvolle und einträgliche Stellen, in Kirche und Staat, allein zu besitzen, und verachtete den Bürgerstand, und alle diejenigen, welche sich durch Betriebsamkeit oder durch nützliche Wissenschaften ihren Unterhalt selbst zu erwerben suchten. Besonders sahen die Adelichen auf den Kaufmannsstand mit einer Verachtung herab, die eben so ungereimt als lächerlich war. Irre ich nicht, so ist die Verachtung der Kaufmannschaft und des Handlungsstandes eine der vorzüglichsten Ursachen unter denen, welche den Untergang dieses mächtigen Reiches verursacht haben. Schon lange hat ein berühmter deutscher Schriftsteller über diesen Gegenstand vieles besser, schöner, vortreflicher gesagt, als ich es zu sagen im Stande wäre. a) Es sey mir erlaubt, denselben aus einem andern Gesichtspunkte zu betrachten, und zu den Bemerkungen jenes Schriftstellers noch einiges hinzu zu setzen; vorzüglich in Rücksicht auf Frankreich. Die Erfahrung lehrt, daß kein Land reich und blühend werden kann, so lange sich in demselben eine große Klasse von Einwohnern befindet, welche es als eines ihrer Vorrechte ansehen, eben so viel, oder mehr, auszugeben, als sie einnehmen;

und

a) Mosers patriotische Phantasien. 4ter Theil. S. 246.

und so lange diese Klasse auf diejenigen, welche es sich zum Geschäfte machen, mehr einzunehmen, als sie ausgeben, mit Verachtung herab sieht. Der Reichthum eines Staates besteht in der Summe des Reichthums aller seiner Staatsbürger. Das Interesse des Staates besteht dem zufolge darin, daß den Staatsbürgern alle Mittel zum Erwerb und zum Reichthum erleichtert, und alles, was dahin abzweckt, begünstiget werde. Wie kann dies aber in einem Lande geschehen, wo der erwerbende Stand verachtet wird; wo das Vorurtheil herrscht, daß Geld erwerben schimpflich sey? Die reichsten Staaten in Europa sind diejenigen, in welchen der Adel Handlung treibt, oder in welchen es zufolge der Staatsverfassung gar keinen Adel giebt; England, Holland, die Schweiz. Ueberdies sind allemal in den Ländern, in welchen Handel und Betriebsamkeit herrscht, die Sitten reiner und besser, als in denjenigen, wo größtentheils nur Geld verzehrt wird. Ein reicher und vornehmer Müssiggänger erhält zehen und mehr ärmere Müssiggänger, als Bediente; er entzieht dadurch dem Staate eben so viele brauchbare Hände, und setzt gleichsam eine Prämie auf das Nichtsthun. „In den Handlungs- „und Manufaktur-Städten, sagt ein großer

„Schrift-

„Schriftsteller, in welchen die unteren Klassen „des Volks hauptsächlich **durch Anlegung** des „**Kapitals** erhalten werden, sind sie gemeinig„lich betriebsam, mäßig und wohlhabend; so „findet man sie in vielen Städten von England, „Holland, der Schweiz. Aber in den Städten, „deren Unterhalt sich auf die beständige oder „gelegentliche Gegenwart eines Hofes gründet, „und in welchen die unteren Volksklassen haupt„sächlich durch **das Verzehren der Einkünfte** „erhalten werden, sind sie träge, faul, ohne Sit„ten und arm; so findet man sie zu Rom, Ver„sailles, Compiegne und Fontainebleau. London, „Lissabon und Koppenhagen sind vielleicht die „einzigen Städte in Europa, welche bei der be„ständigen Residenz eines Hofes dennoch zugleich „**auswärtigen** Handel treiben." a)

Alle Beschäftigungen der Menschen wurden von dem französischen Adel in zwei große Klassen getheilt; in solche, welche einen Edelmann entehren (qui dérogent), und in solche, welche nicht entehren. Die Profession eines Rechtsgelehrten, eines

a) *A. Smith* inquiry into the nature and causes of the wealth of Nations. T. 2. p. 10. 11.

eines Arztes, eines Geistlichen, eines Soldaten, eines Generalpächters waren nicht entehrend; alle übrigen waren es. Warum nun gerade diese Professionen einen Vorzug vor allen übrigen haben sollen, läßt sich nicht leicht einsehen. a) Wahrscheinlich sind sie nur darum angesehen, weil sie mit Macht verbunden sind, und der Mensch den Begriff von Ehre und Achtung mit allem verbindet, was Macht oder Ansehen giebt, oder über den Nachbar erhöht. Der Rechtsgelehrte, der Arzt, der Soldat sind Herren unseres Lebens; der Soldat, der Rechtsgelehrte, der Generalpächter sind Herren unseres Vermögens; der Geistliche ist Herr von unserm moralischen Ruf und (wenigstens in katholischen Ländern) von unserm künftigen Zustande. Diese Professionen haben dem zufolge alles in Händen, was uns das Wichtigste ist. Indessen sind doch die so angesehenen Professionen eines Arztes, eines Geistlichen, eines Rechtsgelehrten, eines Soldaten, eines Generalpächters nur so viele Mittel gegen Uebel, welche in der menschlichen Natur liegen. Wären die Menschen nicht krank, unmoralisch, lasterhaft, schwach, arm: so würden alle diese

Leute

a) Analytical Review. 1789. p. 131.

Leute ganz überflüßig seyn. Dennoch werden die Professionen, welche sie treiben, nicht unter die entehrenden gerechnet, da hingegen der Handel oder das Tauschen, welches dem an Geist und Körper gesunden und starken Menschen eben so nothwendig und natürlich ist, als Essen und Trinken, für entehrend gehalten wird. Aber, sagt man, Handel weckt in der menschlichen Seele alle selbstsüchtigen und niedrigen Leidenschaften, und erstickt hingegen alle großen und uneigennützigen Triebfedern; er vertilgt aus der Seele alles, was edelmüthig, großmüthig und erhaben ist; Liebe zum Gelde, und diese allein, beherrscht den Kaufmann; Alles, was er sagt und thut, zweckt auf Gewinst ab; Geldgierde macht mit einem Worte das Wesen des Handels aus: und kann wohl eine Leidenschaft niedriger, verächtlicher, einer großen Seele unwürdiger seyn, als Geldgeiz. Wie schön sagt nicht la Fontaine:

Le désir de gagner, qui nuit & jour occupe,
Est un dangereux aiguillon.
Souvent, quoique l'esprit, quoique le coeur soit bon.
On commence par être dupe,
On finit par être fripon.

Hier-

Hierauf läßt sich aber antworten, daß zwar nicht geläugnet werden kann, daß die meisten Kaufleute, ob sie sich gleich anfänglich vornehmen, nicht mehr zu erwerben, als zu einem bequemen Leben nothwendig ist, dennoch in der Folge das Mittel zum Zwecke machen, und um des Geldes willen Geld gewinnen. Daraus folgt aber keinesweges, daß die niedrige und verächtliche, nur kleinen Seelen eigene Leidenschaft des Geizes allemal mit dem Handel unzertrennlich verbunden seyn müsse. Der Geiz des Kaufmanns ist ein Mißbrauch des Handels, der nicht im Handel selbst, sondern im Kaufmanne liegt. Es giebt große Kaufleute, welche von dem Geldgeize ganz frei sind. Andere sind freilich geizig; aber es giebt ja auch Geizige in allen übrigen Ständen und Professionen. Es giebt Pächter, die eine reiche Erndte fürchten; Soldaten und Lieferer, die um Krieg beten; Aerzte und Todtengräber, welche dasjenige ein gutes Jahr nennen, in welchem viele Leute krank sind, oder sterbeu; es giebt Advocaten, die um Prozesse bitten, wie die Advokaten zu Goa, welche dem Vicekönige eine Klageschrift übergaben, worin sie sich über Mangel au Prozessen unter dem Volke beschwerten. Außerdem ist Liebe zum Gelde nicht immer, sondern nur unter ge-

gewissen Umständen, eine niedrige und verachtungswürdige Leidenschaft. Nur dann ist Geldliebe verächtlich, wenn man Geld um des Geldes selbst willen liebt: sucht man es aber bloß als ein Mittel, um edlere Zwecke zu erreichen, so kann Geldliebe eine sehr lobenswürdige Leidenschaft werden. Geld gewährt Macht; Macht aber kann man anwenden, um Wissenschaften und Künste zu befördern, um das Genie zu unterstützen, um der leidenden Tugend behülflich zu seyn: mit Einem Worte, zu allem, was nur in der menschlichen Gesellschaft groß und schön ist. Als Mittel zu diesen Zwecken kann Geldliebe niemals verächtlich seyn.

In Frankreich war die Verachtung, mit welcher der Adelstand auf die Handlung herab sah, nicht bloßes Vorurtheil: sie war zum Theil die Folge positiver Gesetze, welche allen Adelichen, Handel zu treiben, ausdrücklich verboten. a) Ludwig der Vierzehnte, Enkel der Maria von Medicis, folglich selbst der Nachkömmling eines berühmten Florentinischen Kaufmanns, hob, auf Anrathen des großen Colberts, diese Gesetze zum Theil

a) *Anquétil du Pérou* sur la dignité du Commerce.

Theil auf, und gab im Jahr 1669 ein Edikt, worin er dem Adelstande erlaubte, Seehandel zu treiben, ohne sich dadurch zu entehren. Im Jahr 1701 erlaubte er dem Adelstande, auch zu Lande zu handeln, aber mit der Einschränkung, daß es bloß allein Großhandel, und kein Detailhandel seyn dürfe. „Diejenigen, sagt das Edikt, sollen „als Großhändler angesehen werden, welche ih„ren Handel in einem Waarenlager treiben, und „ihre Waaren ballenweise, kistenweise oder stück„weise verkaufen, keine offene Laden halten, und „keine Waaren zur Schau auslegen." Zufolge dieses Edikts war den Adelichen erlaubt, Großhandel, aber keinen Detailhandel zu treiben. Worin besteht denn der Unterschied, zwischen Großhandel und Detailhandel? Ein Krämer, der unzenweise verkauft, ist ein Detailhändler gegen den, der pfundweise verkauft; dieser ist ein Detailhändler gegen den, der nur centnerweise verkauft, und auch dieser ist ein Detailhändler gegen den, der nur tonnenweise verkauft. Laden sind offene Waarenhäuser, die nach der Straße zu gehen; Vorrathshäuser sind verschlossene Laden, die nicht nach der Straße zu gehen: darin besteht der ganze Unterschied. Wenn dem Großhändler, der nur ballenweise verkauft, ein Balle seiner Waa-

ren zum Theil beschädigt wird; so muß er im Detail, nemlich den beschädigten Theil besonders, und den nicht beschädigten Theil auch besonders verkaufen: und der betriebsame Detailhändler kann mit der Zeit Großhändler werden. Worin besteht denn der Unterschied zwischen beiden? Sind nicht beide der Gesellschaft gleich nützlich? Sind nicht beide Beschäftigungen gleich ehrenvoll? Was an sich ehrenvoll ist, kann nicht aufhören, so zu seyn, wenn es im Kleinen getrieben wird: sonst müßte auch der Stand eines Friedensrichters, der nur kleine Zwiste zu schlichten hat, weniger ehrenvoll seyn, als der Stand eines Richters, vor welchem wichtige Prozesse geführt werden. Wäre es nicht unsinnig, so etwas behaupten zu wollen? Indessen hat man doch auch diesen Unsinn in Pohlen wirklich zum Grundsatz gemacht. Dort verlieren die Adelichen ihren Rang, und entehren sich, wenn sie Magistratsstellen in kleinen Städten annehmen! Der Nutzen des Handels, und seine Nothwendigkeit zur Aufnahme des Staates, sind so groß, daß aller Unterschied, in Rücksicht auf die Art und Weise, Handel zu führen, von jeder weisen Regierung völlig aufgehoben, und Handel treiben, so wie es in England geschieht, als eine der ehrenvollesten Beschäf-

schäftigungen angesehen werden sollte. Der Großhändler, oder der Kaufmann, wird freilich in der Gesellschaft allemal mehr geachtet werden, als der Detailhändler, oder der Krämer, weil der erstere ein größeres Vermögen besitzt, und größeren Einfluß hat: aber den Krämerstand für entehrend zu halten, oder denselben sogar durch ein förmliches Edikt für entehrend zu erklären, ist unpolitisch, und streitet wider alle staatswissenschaftliche Grundsätze; es ist weiter nichts, als ein ungereimtes Vorurtheil. Unbegreiflich scheint es, daß **Montesquieu** die Gesetze, welche dem französischen Adel den Handel verbieten, billigen konnte: und zwar aus dem sonderbaren Grunde, daß, wenn den Adelichen erlaubt würde, Handel zu treiben, dadurch die Monarchie geschwächt, und der Adelstand zerstört werden müßte. Gerade das Gegentheil würde geschehen: wie wir in England sehen. Der engländische Adel ist der reichste und mächtigste in Europa, eben deswegen, weil er Handel treibt: so war es auch vormals der florentinische, venetianische, genuesische, augspurgische und niederländische Adel. Hingegen in vielen Ländern, wo der Adel keinen Handel treibt, ist er arm, verschuldet und stolz; das war er auch größtentheils in Frankreich. Ferner glaubt

Montesquieu, die Handlung würde durch eine solche Erlaubniß nichts gewinnen: aber darin irrt er sich; der Handel würde viel, sehr viel gewinnen; denn Erstens, wenn Personen von Stande Handlung treiben, so würde das unsinnige Vorurtheil gegen den Kaufmannsstand aufhören Zweitens, der Handlungsstand würde durch den Zutritt von adelichen Personen ein größeres Ansehen und Gewicht erhalten, und eher im Stande seyn, dem Drucke der Minister Einhalt zu thun, und dieselben zu verhindern, dem Handel unnöthige Fesseln anzulegen. Drittens, das Kapital der Adelichen würde, im Handel angewandt, seinen Besitzer, dessen Familie und die Nation bereichern: da es hingegen jetzt in Ueppigkeit, Spielen und Ausschweifungen durchgebracht wird, und die Sitten der Nation verdirbt. Viertens, die Söhne reicher Kaufleute würden dann nicht, wie sie jetzt thun, den Stand ihrer Väter verlassen; wodurch täglich das im Handel erworbene Kapital demselben entzogen, und in einen andern Kanal geleitet wird. Eben aus dieser Ursache ist in Frankreich das im Handel cirkulierende Kapital sehr klein. Die Flotte, welche la Mothe Piquet im Jahre 1781 wegnahm, konnte aus Mangel an Käufern in Frankreich nicht verkauft wer-

den,

den, sondern man sah sich genöthigt, sie nach Ostende zum Verkauf zu schicken, wo sie von den Engländern und Holländern gekauft wurde. Welche Demüthigung für Frankreich! Der Adelstand und der Bürgerstand gewinnen beide dabei, wenn die Adelichen Handlung treiben. Vernunft und Erfahrung lehren diese Wahrheit: und in unsern Zeiten sieht man sie in Frankreich auch so allgemein ein, daß in den Instruktionen (cahiers), welche die verschiedenen Stände der verschiedenen Wahlorte Frankreichs ihren Abgesandten an die Reichsstände mitgaben, beinahe in allen, sowohl vom Bürgerstande als vom Adelstande, dieses mit zu einem der Hauptpunkte gemacht wird.

Der Adelstand von Auxerre verlangt: „Daß, „um die Einigkeit zwischen den drei Ständen zu „befestigen; den verarmten Adelichen ein Mittel „in die Hände zu geben, ihre zerrütteten Glücks„umstände wieder zu verbessern; und zugleich den „Handel und die Manufakturen durch einen „neuen Schwung zu heben, die Reichsstände er„klären mögen, daß keine Beschäftigung für den „Adel entehrend sey."

Die Adelichen der Provinz Artois sagen: „Da aufgeklärte Völker in jedem Zeitalter den

„Kaufmannsstand für einen eben so ehrenvollen „als nützlichen Stand gehalten haben: so sollen „die Reichsstände den französischen Adel einla„den, sich damit zu beschäftigen; sie sollen er„klären, daß diese Beschäftigung weit entfernt, „entehrend zu seyn, vielmehr eine der ehrenvolle„sten sey, weil darin auch der kleinste Anfang „Hofnung giebt, allmählich zu den wichtigsten, „und für das Königreich nützlichsten Unterneh„mungen in der Folge zu gelangen."

Eben das sagt auch der Adel der Provinzen Agenois, Auxois, Gien, und vieler andern.

Der Bürgerstand von **Angers** giebt seinen Abgesandten folgende Instruktion über diesen Punkt: „Ihr sollt den Reichsständen vorstellen, daß so „oft ein Kaufmann ein ansehnliches Vermögen „durch seine Betriebsamkeit erworben hat, sein „Ehrgeiz ihn allemal verleite, den Adel zu kau„fen, und sobald er adelich ist, flieht er alle „Arbeit und Beschäftigung aus dem angenomme„nen Vorurtheile, **ein Edelmann dürfe nicht** „**arbeiten**. Ihr sollt ihnen vorstellen, daß die„ses schädliche Vorurtheil eine nothwendige Folge „der königlichen Edikte sey, welche Standesper-

„sonen

„ sollen die freyen Künste verbieten, unter Strafe,
„ ihre Vorrechte zu verlieren; daß hiedurch der
„ Handel nicht nur der Kapitalien beraubt werde,
„ welche die Edelleute demselben entziehen; son-
„ dern daß der Handel noch überdies täglich mehr
„ geschwächt werde, durch die Desertion derjeni-
„ gen Bürgerlichen, welche am meisten im Stande
„ wären, den Handel blühend zu machen; daß
„ dieses Drängen der Bürgerlichen zum Adelstande
„ durch die Vorrechte des Adels und die Aus-
„ nahme von allen Abgaben verursacht werde,
„ welche die Regierung dem Adelstande bewilligt
„ hat; daß diese Vorrechte zu einer Prämie für
„ die Unthätigkeit, und zur Strafe für die
„ Betriebsamkeit bestimmt zu seyn scheinen; daß
„ durch diese Zunahme des Adelstandes die Stadt
„ Angers mit unthätigen Menschen angefüllt
„ worden ist, und die sich eine Ehre daraus ma-
„ chen, so zu seyn; daß, da diese zugleich die
„ reichsten Bürger sind, daraus die schädliche,
„ moralische Folge entsteht, daß in der Meinung
„ des Publikums die Begriffe von Adel und Nichts-
„ thun mit einander verbunden werden, so daß
„ die Ehre, welche dem ersten gebührt, dem an-
„ dern gegeben wird. Kaufleute und Handwerker
„ klagen, daß dieses böse Beispiel die Gemüther

„ und

„und die Sitten ihrer Kinder verderbe, und daß „diese, die sich viel darauf zu gute thun, den „Adelichen nachzuahmen, den Stand ihrer Väter „verachten, und ihr Leben in Unthätigkeit hin„bringen."

Die Vorrechte, welche der Adel in Frankreich besaß, waren für den Bürgerstand äußerst drückend. Da der Adel von Bezahlung der Abgaben aller Art ausgenommen war, und die reichen Bürger sich alle adeln liessen: so fiel die schwere Last der ungeheuren Staatsabgaben ganz allein auf die Armen. Die arbeitsamen und fleißigen mußten die unthätigen und faulen erhalten. Die nützlichen Bürger des Staats mußten für die unnützen bezahlen, von denen sie zur Belohnung mit herabsehender Verachtung behandelt wurden.

Frankreich hatte in seinem vorigen Zustande keine eigentliche bestimmte Konstitution. Die Staatsgesetze waren nirgendwo aufgeschrieben, oder förmlich anerkannt worden. Indessen hatte doch die Gewohnheit vieler Jahrhunderte gewisse Gesetze festgesetzt, von denen man niemals abwich. Die Gesetze lassen sich, wie mir scheint, auf folgende fünf zurückführen.

Erstes

Erstes Staatsgesetz; das Gesetz der Etiquette. Die Form ist wichtiger als die Sache. (La forme emporte le fond.) Ueber die Etiquette durfte sich auch der König nicht wegsetzen, wovon noch Ludwig der Sechszehnte vor einiger Zeit bei seiner Reise nach Cherbourg deutlich überzeugt worden ist. Nicht der König, sondern die Etiquette regierte despotisch über Frankreich in allen Ständen: so wie in England nicht das Gesetz, nicht der Sinn desselben, sondern der Buchstabe regiert. Durch die Etiquette geschehen täglich in den französischen Gerichtshöfen die größten Ungerechtigkeiten gegen diejenigen, welche dieselbe nicht kannten, oder nicht beobachtet, oder vernachlässigt hatten. Für den Staatsmann wurde in Frankreich das Studium unnützer, einem philosophischen Auge lächerlicher, Gebräuche das wichtigste Geschäfte; und die ganze Nation beherrschte allmählich ein Kleinigkeitsgeist, und ein Hang, zu scheinen, statt zu seyn. Hieraus läßt sich der Nationalcharakter der Frankreicher; die förmliche Regelmäßigkeit des französischen Theaters; der Zwang, den die Mode auflegte; die französische Eitelkeit; und die Vortreflichkeit des Styls französischer Schriftsteller bei Vernachlässigung der Sache sehr gut herleiten. Nichts hat

einen so großen Einfluß auf den Charakter einer Nation, als die Regierungsform, unter welcher sie lebt, und der philosophische Beobachter wird allemal die eine in dem andern zuverlässig wieder erkennen können.

Zweites Staatsgesetz. Die französische Regierungform ist eine Monarchie.

Drittes Staatsgesetz. **Der Monarch regiert unumschränkt.** Dieses Gesetz haben die französischen Monarchen niemals, oder doch nur äußerst selten, in seiner ganzen Fülle, ausgeübt. Zwar endigten sich ihre Edikte immer mit den Worten, die ein frey gebohrner Republikaner nie ohne Staunen und Verwunderung ließt: „**Dies soll geschehen, weil ich es so haben will.**„ Car tel est nôtre plaisir. Sic volo, sic jubeo. Aber diese Worte so ganz kahl hin zu setzen, wagten die französischen Monarchen dennoch nicht. Sie gaben allemal im Eingange ihrer Edikte einige Scheingründe an, durch welche sie, wie sie sagten, bewogen worden wären, das neue Gesetz zu geben. Außerdem waren die neuen Gesetze der Könige noch der Bewilligung der Parlamenter unterworfen. Diese Parlamenter hatten das Recht,

Vor-

Vorstellungen zu machen: aber freilich hatte auch der König das Recht, diese Vorstellungen nicht anhören zu dürfen.

Viertes Staatsgesetz. **Die Krone ist in dem männlichen Stamme der regierenden Familie nach dem Rechte der Erstgeborenheit** (primogéniture) **erblich, und kann nie auf die Weiber fallen.** Dies ist das sogenannte Salische Gesetz.

Fünftes Staatsgesetz. **Die Krone und das Reich können nie getheilt werden.**

Diese fünf Gesetze machen, wenn ich nicht irre, das ganze Staatsrecht des vormaligen Frankreichs aus. Die Krönung des Königs; seine Salbung mit dem heiligen Oele, welches zu Rheims in einer Flasche aufbewahrt wurde, die in den Zeiten, da noch der Unsinn der Mönche die Welt regierte, durch eine Taube vom Himmel gebracht worden seyn sollte; der Eid, welchen der König bei der Krönung schwor: alles dieses waren bloße Ceremonien, die unter das erste Gesetz, unter das Gesetz der Etiquette, gehören. Als einen Beweis, daß dem wirklich so war, will ich nur anführen,

daß,

daß, seit Ludwig dem Vierzehnten, jeder König bey seiner Krönung feyerlich schwor, zwei Verbrechen nie zu vergeben; Duelle und Knabenschänderei. Aber um beide Verbrechen bekümmerte sich kein König; beide wurden ungestraft und nur zu häufig begangen, und mir ist kein Beispiel bekannt, daß irgend Jemand in Frankreich wegen des einen oder des andern mit dem Tode bestraft worden wäre.

Der Handel Frankreichs vor der Revolution war zwar mit der Größe und der Lage eines so mächtigen Reiches in keinem Verhältnisse, aber er war dennoch sehr wichtig und ausgedehnt. Aus dem Gewinn, den er verschafte, wurden die ungeheuren Auslagen des Staates größtentheils bestritten. Er war dreifach: der Wechselhandel oder Papiergeldhandel, der vorzüglich in den innern Städten des Königreiches, zu **Paris** und **Lyon**, geführt wurde; der Handel mit den Kolonien, dessen Sitz vorzüglich **Bordeaux** war; und der Handel mit allen Theilen der Welt, in dessen Besitz vorzüglich **Marseille** war. Der Sklavenhandel von **Nantes**, und der ostindische Handel von **Lorient** verdienen kaum erwähnt zu werden.

Der

Der Handel von Marseille ist der wichtigste und ausgebreitetste. Vor einigen Jahren verlangte die Regierung von dem Commerzkollegium zu Marseille eine Uebersicht dieses Handels. Aus dem damals nach Versailles gesandten Berichte habe ich, durch die Güte eines Freundes, während meines Aufenthalts zu Marseille, im Jahr 1785, einen Auszug erhalten, den ich hier mittheile. Vielleicht ist es in der Zukunft wichtig, die Folgen zu berechnen, welche die französische Revolution auf den Handel hervorgebracht hat, und in diesem Falle kann die nachstehende Uebersicht dieses Handels zur Vergleichung dienen.

Der Handel von Marseille beträgt jährlich ungefähr 350 Millionen Livres. Im Hafen von Marseille liegen beständig 1000 bis 1200 Schiffe und Kähne vor Anker. In diesem Hafen laufen jährlich ungefähr 4000 Schiffe ein, von 15 bis 20 Tonnen, bis zu sechs oder sieben hundert Tonnen. Nemlich:

Aus den franz. westindischen Inseln	90 bis 100
Aus der Levante und der Barbarei .	4 — 500
Aus den französischen Seehäfen am Ocean	150
Latus	750

	Transport	750
Vom Stockfischfang bey Terreneuve	40 —	50
Aus den italienischen Häfen	1200 —	1300
Aus den spanischen Häfen	300 —	350
Aus der Provence und Languedoc ungefähr		400
Aus den nordischen Seehäfen		150
Kleine Schiffe und Kähne, die Früchte, Brennholz, Kohlen und Lebensmittel bringen		1000
	Summe	4000

Der stärkste Handlungszweig ist der Handel mit der **Türkei** und der **Barbarei**. Von Marseille aus werden jährlich dahin geschickt: 8,500 Ballen Tücher, welche Draps Londrins, (premiers, seconds, und larges) genannt, und in den Fabriken des Languedocs gearbeitet werden. Jeder Balle enthält zehn bis zwölf Stücke von 16 bis 17 Ellen, wovon jede Elle zwischen fünf und vierzehn Livres gilt. Die Ausfuhr dieses Handlungsartikels macht dem zufolge, zu 1500 Livres den Ballen gerechnet, ... 12,750,000 Liv.

Latus 12,750,000 Liv.

60,000

Transport	12,750,000 Liv.
60,000 Centn. Caffee von St. Domingue und Martinique, zu 10 Sous das Pfund, geben . .	3,000,000 —
35,000 Cent. Zucker (Sucre terré), zu 45 Livres der Centner, . .	1,575,000 —
5,000 Cent. Zucker (Sucre rapé & raffiné), zu 55 Livres der Centn.	275,000 —
450 Fässer mexikanische Cochenille, jedes zu 4000 Livres, . . .	1,800,000 —
350 Centn. Indigo von St. Domingue, zu 7 Livres 10 Sous das Pfund, ...	2,625,000 —
3000 Centn. holländischer oder französischer Pfeffer, zu 110 Livres der Centner, ...	330,000 —
Gold- und Silberstoffe, und Tressen aus den lyonischen Fabriken . .	1,500,000 —
1200 Ballen spanische Wolle für die Mützenfabriken zu Tunis .	1,000,000 —
4 bis 500 Ballen wollene tuniser Mützen, die zu Marseille verfertigt werden	600,000 —
1000 Centn. Kermes, der in Spanien und der Provence gewon-	
Latus	25,455,000 Liv.

Transport	25,455,000 Liv.
nen und zum Rothfärben dieser Mützen gebraucht wird, zu 600 Livres den Centner, ...	600,000 —
Außerdem wird noch in die Levante u. Barbarei ausgefahren: Raffinirter Alaun, Mandeln aus der Provence, Quinkallerie-waaren, Bleischrot, engländisches Zinn in Stangen, russisches und schwedisches Eisen, feine französische Tücher, Papier, Zimmt, Gewürznelken, Muskatennüsse, Ingwer, Liquers, Syrobs, Grünspan von Montpellier, Brasilienholz, Fernambuk-Holz, Campescheholz, Bleiminen (Alquifox), Blech, Fajence, Bleiweis, Grapp, Apotheker-Waaren, indianische Musseline, Ziz, deutscher und venetianischer Stahl, Gold- u. Silberwaaren, Uhren u. s. w. am Werth	6,000,000 —
Latus	32,055,000 Liv.

Transport 32,055,000 Liv.

300 Schiffe, die zum Levantehandel gebraucht werden, davon ist, eins ins andere gerechnet, jedes werth 23,366 Livres . . . . 10,000,000 —

Die Ausfuhr nach der Levante von Marseille beträgt dem zufolge, mit den Unkosten und dem zu erwartenden Gewinn, wenigstens . . . 42,055,000 Liv.

Einfuhr aus der Levante überhaupt.

Die Waaren, welche aus der Türkei und Barbarei kommen, bezahlen drei pro Cent Zoll; die Waaren, welche von Marseille dorthin zurück gehen, müssen eben so viel Zoll bezahlen, um die Unkosten der Consulate, der Quarantainen u. s. w. zu bestreiten.

Die größten Einfuhren und Ausfuhren sind zu Smyrna, Constantinopel, Salonich, Alexandrien für Egypten, und Alexandrette für Syrien.

Einfuhr aus Smyrna.

Ungefähr 18 bis 20,000 Ballen rohe Baumwolle, jede zu 360 Livres, welche in die Spinn-

fabriken nach Languedoc, der Normandie, und nach der Schweiz verkauft werden.

2000 Ballen, jede zu 230 Livres, rothes, türkisches Garn; jeder Balle hat 1200 Livres an Werth. Sie werden in die Fabriken zu Rouen, dir Normandie, und ausser Landes verkauft.

1000 Ballen angorische Ziegenhaare; jeder Balle hat 1200 Livres an Werth.

4 bis 500 Ballen gemeinere Ziegenhaare für die Hutfabrikanten; das Pfund gilt von 25 Sous bis zu 4 Livres und 10 Sous.

3 bis 4000 Ballen Schaafwolle.

Gelbes Wachs, Olivenöl, Galläpfel, weisse gesponnene Baumwolle, Korn und Gerste, Alisariwurzel zum Färben, Seide, Tragacanthgummi, Apothekerwaaren, Rhabarber, Opium, Scammoneum, Vitriol, Mastix Gummi.

Einfuhr aus Salonich.

7 bis 8000 Ballen rohe Baumwolle, die größtentheils nach der Schweiz geht.

3 bis 4000 Ballen Schaafwolle.

Hasenfelle, Wachs, Talg, Olivenöl, Kupfer, Tabak in Blättern, grobe wollene Stoffe, viel Korn.

Ein-

Einfuhr aus Constantinopel.

3 bis 4000 Ballen Schaafwolle, Hasenfelle, Kupfer, 5 bis 600 Ballen angorische Ziegenhaare, rohe Seide.

Die meisten Bezahlungen dieser Artikel geschehen in Wechselbriefen auf England, Holland und Frankreich, und in baarem Gelde.

Einfuhr aus Egypten.

15 bis 20 Ladungen von Reis; 6 bis 700 Ballen Safran, Sennablätter, Mokkacaffee (welchen die Caravanen von Cairo bringen), arabischen Gummi, rohe, sehr große Häute, gesponnene, weisse und sehr grobe Baumwolle, Weihrauch, Salmiak, Specereiwaaren, die aus Arabien und von der Küste des rothen Meeres herkommen. Auch erhält man aus Egypten gemeine Baumwollentücher und blaue Tücher, die zu Cairo fabrizirt werden. Die beiden letzten Artikel kommen über die Häfen St. Jean d'Acre und Seyde.

Einfuhr aus Syrien.

1000 bis 1500 Ballen rohe Baumwolle; jeder wiegt 650 Pfund. 4 bis 500 Ballen Seide (soye Tripoline, Baratine, Seydani), die man in

Lyon zu den Tressen verbraucht. Der Preis dieser Seide ist 12 Liv. 10 bis 14 Sous das Pfund. Syrien liefert auch sogenannte Bouts de Damas, coton & soye; Korn, Olivenöl, 1800 bis 2000 Ballen gesponnene Baumwolle, welche Basa heißt; 5 bis 600 Ballen gesponnene Baumwolle, die Jerusalem genannt wird. Diese Baumwolle wird zu Kerzendochten gebraucht, und gilt 30 bis 40 Sous das Pfund.

Einfuhr von Aleppo.

Durch den Hafen Alexandrette ungefähr 4000 Ballen Baumwollentücher, die Ajamis, Amans, Antioches, Toiles larges genannt werden. Jeder Balle enthält 75 Stück von 10 bis 11 Stab Länge, die zu Marseille, um 8, 9 bis 12 Livres das Stück, verkauft werden. Man druckt und malt sie. Sie sind für die Weibertracht in der Provence und in Italien bestimmt. Von Aleppo kommt auch Seide; 3 bis 4000 Säcke Galläpfel; eine geringe Sorte von Zitzen, die Chafarcani heissen; sogenannte Bouts de Coton et de Soie, Ziegenhaare und Spccereiwaaren. Vor 20 bis 30 Jahren kamen jährlich 8000 Ballen Baumwollentücher und 8000 Säcke Galläpfel.

Cypern

Cypern liefert rohe Baumwolle, Schaafwolle, Seide, die **Chipriotte** genannt wird; Alisariwurzel von der ersten Güte, von welcher der Centner 80 Livres gilt; Cyperwein, aber nur soviel, als Commission gegeben wird.

Die **Inseln des Archipelagus** liefern wenig. Der Handel dahin ist sehr unbeträchtlich. Ihre Waaren werden zu Constantinopel und Smyrna gekauft. **Candia** ist die einzige Insel, auf welcher die Europäer Contore haben. Von daher kommen nach Marseille einige Ladungen Olivenöl, gelbes Wachs, Schaafwolle. Das vorzüglichste Produkt der übrigen Inseln ist Olivenöl. **Morea** ist seit dem Einfall der Russen aus politischen Ursachen und wegen dem Despotismus und der Tyranney des Gouverneurs entvölkert und ohne Handel. Vormals erhielt man aus diesem fruchtbaren Lande vorzüglich Seide, Corinthen, gelbes Wachs, Oel, Korn, Gerste und Schwämme.

Tunis liefert: 4 bis 5000 Ballen Schaafwolle, Oel, Korn, Bohnen, ungegerbte Häute, Weizen und Gerste, Marokkoleder, Pferdehaare, Talg, Schwämme, Datteln und gelbes Wachs.

Ein Theil der Bezahlung geschieht in Zechinen und andern Goldmünzen.

Algier liefert: Korn und Gerste in großer Menge, ungegerbte Häute, gelbes Wachs, Oel.

Tripoli: Korn, Alisariwurzeln, Soda für die Seifenfabriken.

la Calle, ein Contor der königlich französischen afrikanischen Gesellschaft. Der Handel dieser Compagnie besteht vorzüglich in Korn, welches die Araber 20, 30 bis 100 Stunden weit nach dem kleinen Flecken la Calle bringen. Die Compagnie erhält jährlich ungefähr 100,000 Ladungen Korn, jede zu 300 Pfund an Gewicht; und ungefähr 7 bis 8000 Centner Korallen, welche sie auf der Küste von Algier und Tunis fischen läßt; sie erhält auch kleine Ochsenhäute und Schaafwolle. Der Hafen la Calle kann höchstens fünf bis sechs Schiffe, zu 100 Tonnen jedes, aufnehmen. Die Direktoren der Compagnie ernennen, mit Genehmigung des Ministers des Seewesens, den Gouverneur von la Calle, und die übrigen Officiere. 200 Mann, theils Soldaten, theils Arbeiter, sind hinlänglich zu Bewachung des Platzes und zu Besorgung des Handels. Die Mauren und

Araber bringen ihre Waaren in das Fort, und kehren vor Sonnenuntergang wieder zurück.

Aus dem Königreich Marokko erhält man jährlich über 100,000 kleine Ochsenhäute, 3 bis 5000 Ballen Schaafwolle, gelbes Wachs im Ueberfluß, Mandeln, Kupfer, Oel, Kümmel, Anis, Korn, arabischen und Senegal-Gummi, Straussfedern und Elephantenzähne.

Handel mit Amerika.

Man schickt jährlich von Marseille nach den Inseln Martinique, St. Domingue und Cajenne 90 bis 100 Schiffe von 6 bis 700 Tonnen. Ihre Ladungen bestehen in Provencerweinen, Brandtwein, Oel, Seife, Liqueurs, Gemüse, Mehl, gedörrten Früchten, Reis, Stockfischen, Schuhen, Leinwand, Seidenwaaren, Zitz, Vergoldungen, Spitzen, Schnupftüchern, und in beinahe allen Artickeln, welche zur menschlichen Bequemlichkeit und Ueppigkeit nothwendig sind.

Der Handel mit Amerika und den westindischen Inseln beträgt ein Capital von 15 bis 18 Millionen Livres für die Ausfuhr von Marseille, und 20 bis 22 Millionen für die Einfuhr an Zu-

cker, Caffee, Indigo, Leder, Cacao, Baumwolle und andern Produkten der französischen Colonien. Einfuhr und Ausfuhr nach Amerika betragen zusammen 40 Millionen Livres.

Handel mit Ostindien.

Ehe vor einigen Jahren die neue ostindische Compagnie in Frankreich errichtet wurde, und so lange der Handel dahin, nach Aufhebung der alten ostindischen Compagnie, frei blieb, liefen jährlich von Marseille drei bis vier Schiffe, von drei bis sechs hundert Tonnen, mit Ladungen für die Insel **Bourbon**, die Küste **Coromandel**, **Bengalen** und das rothe Meer aus. Die Ladungen dahin bestanden aus Provencerweinen, Brandtwein, Oel, Seife, Languedokertüchern, verarbeiteten Corallen, Blei, Kupfer u. s. w. Dieser Handel hätte sich weit mehr gehoben, wenn nicht die von Marseille ausgelaufenen Schiffe genöthigt gewesen wären, bei ihrer Rückkunft aus Ostindien im Hafen zu **Lorient** einzulaufen. Der Handel beträgt jetzt ungefähr drei Millionen Livres jährlich.

Negerhandel.

Der Handel mit der **Küste Guinea** ist von Marseille aus niemals beträchtlich gewesen. Jährlich

lich geschehen eine bis zwei Expeditionen; zuweilen auch gar keine. Der lange Termin, auf welchen die Sklaven zu St. Domingue und Martinique verkauft werden müssen, hat den Provenzalen gegen diesen Handel von jeher eine Abneigung gegeben. Auch haben die Seefahrer der Provence sehr wenig Kenntniß von diesem Handel, weil er von ihnen gar nicht geführt wird.

Getreidehandel.

Zwar bringt die Provence nicht so viel Korn hervor, als sie selbst zu ihrer Consumtion verbraucht, aber dessen ungeachtet findet man dennoch in den Magazinen zu Marseille beständig wenigstens 50 bis 60,000 Ladungen Korn und einen beträchtlichen Vorrath von Roggen, Gerste, Bohnen und andern Getreidearten. Die Stadt Marseille mit der umliegenden Gegend verbraucht jährlich 180 bis 200,000 Ladungen. Die Bauren der Provence bringen den von ihren Erndten eingesammelten Weizen, der von vorzüglicher Güte ist, auf den Markt nach Marseille. Sie verkaufen daselbst die Ladung um 32 bis 34 Livres, und kaufen dagegen zu ihrer eigenen Nahrung das grobe afrikanische, türkische und sicilianische Getreide um 22, 24, ja sogar 30 Livres die Ladung.

Der

Der Getreidehandel ist in Marseille sehr beträchtlich. Täglich kommen Ladungen von Ankona, Trieste und aus andern Häfen des adriatischen Meers, des Königreichs Neapel, aus Sicilien, aus den päbstlichen und toßkanischen Staaten, und die Rhone herunter an; so wie auch aus der Levante und aus Burgund. Es kommt auch Getreide von den französischen Häfen, die am Ocean liegen, aus Holland, von Hamburg und von der Nordsee. Von Marseille aus werden alle Provinzen und Länder der Welt, die an Getreide Mangel leiden, versorgt. Spanien, Portugall, Genua und die Provence selbst verbrauchen das Meiste. Man rechnet, daß dieser Handel mit Italien, Frankreich und den nördlichen Ländern (ohne das, was die Levante und Afrika liefert) jährlich gegen sechs Millionen beträgt.

Handel mit beiden Sicilien.

Diese Königreiche liefern jährlich (ohne das Getreide) viele Wolle, Oel, 2000 Kisten Manna, 3 bis 4000 Kisten Lakrizensaft, Seide, Soda, Schwefel, Mandeln und andere Artikel. Das Oel und die Soda werden in den Seifenfabriken verbraucht; die Seide geht nach Lyon, und die Wolle in die Fabriken des Languedoc, der Normandie

mandie und Champagne. Die vorzüglichste Ausfuhr von Marseille nach den beiden Sicilien und nach Italien besteht in Zucker und Caffee.

Handel mit Spanien.

Spanien liefert nach Marseille die vorzüglichste Soda für die Seifenfabriken und für die Glas- und Spiegelfabriken. Es liefert auch rohen Alaun, Quecksilber, Kermes, Mandeln, Safran. Ehemals kam viel Seide von Valencia und Murcia; seit einigen Jahren kömmt wenig daher, weil die Fabriken zu Valencia und in Catalonien dieselbe selbst verarbeiten.

Mit Cadix ist der Handel am stärksten. Cadix liefert ungefähr 600 Fässer Cochenille, Gold und Silber, Guatimala Indigo, rohe Häute, Kupfer aus Peru und Mexiko, sogenannte Vigognewolle (laine de Vigogne), Kermeskörner, spanische Wolle, Cacao von Carakas, Vanille, Piaster. Jährlich kommen von Cadix 30 bis 40 Schiffe, welche mit diesen kostbaren Artikeln beladen sind. Die Piaster und das übrige Gold und Silber betragen zusammen jährlich ungefähr 15 Millionen.

Assekuranzhandel.

Die Assekuranz besteht zu Marseille in einem Contrakt, der das Vermögen des Versicherers zum Pfande giebt. Jeder Kaufmann, der Credit genug hat, kann assekuriren, wenn er will. Die Assekuranz beträgt jährlich gegen 150 Millionen. Nach der Levante bezahlt man ein bis anderthalb vom Hundert, und eben soviel auch zurück. Nach Amerika, im Hinweg anderthalb vom Hundert, im Rückwege zwei vom Hundert. Nach Ostindien, in Friedenszeiten, vier vom Hundert.

Fabriken und Manufakturen in der Stadt Marseille und ihren Vorstädten.

38 Seifenfabriken, die 170 Kessel enthalten, und neun Monate des Jahrs 1000 Arbeiter beschäftigen. Sie verbrauchen 200,000 Millerolés Oel, und ungefähr 200,000 Centner Soda aus Spanien, Sicilien und Languedoc. Jedes Millerole Oel soll 225 bis 230 Pfund Seife geben. Die Materialien zum Kochen betragen jährlich eine Summe von 15 Millionen Livres.

40 Hutfabriken, theils Wolle, theils Halbkastor. Fast alle Hüte gehen nach Spanien und nach

den spanischen Inseln. Diese Manufakturen beschäftigen das ganze Jahr ungefähr 500 Arbeiter und eben soviel Weiber. Der Verkauf beträgt drei Millionen.

12 Zuckerrafinerien.
10 Fajencefabricken.
2 Porcellanfabriken.
12 Zizfabriken.
20 Manufakturen von seidenen Strümpfen.
12 Segelfabriken.
12 Segeltuchfabriken.
1 Königl. Gold- und Silberstofffabrik.
1 Tabaksfabrik.
2 Tapetenfabriken.
20 Liqueursfabriken.
10 Stärkemehlfabriken.
8 Glasfabriken.
20 Gerbereien.
3 Marokko-Lederfabriken von allen Farben.
1 Papierfabrik.
2 Brandtwein-Distillereien.
6 Lichterfabriken.
2 Corallenfabriken.
2 Handschuhfabriken.
7 Wachslichterfabriken.

2 Tunesische wollene Mützenfabriken für die Türken.
1 Vitriolfabrik.
4 Schwefelstangenfabriken.
3 Türkisch-Garnfabriken.
4 Bleischrotfabriken.
Viele Schuhfabriken für die Colonien.

Nochmalige kurze Uebersicht dieser verschiedenen Handlungszweige.

Levantehandel, Ein- und Ausfuhr	92	Millionen.
Amerika und Westindien. . .	40	—
Ostindien.	3	—
Verkauf von 40 bis 50 Ladungen gedörrter Stockfische und Thran von Terreneuve.	4	—
Getreidehandel mit Italien, Frankreich und dem Norden. . .	6	—
Kleinere, noch unberechnete Handlungszweige mit Italien, Spanien, Holland, der Nordsee, den französischen Seehäfen, und den französischen Fabriken in Marseille.	30	—
Latus	175	Millionen.

Seifen-

	Transport	175 Millionen.
Seifenfabriken; bloß für den Ankauf der Brennmaterialien, und Arbeiterlohn.		15
Verkauf der Seife. . . .		15 bis 16 M.
Hutfabriken.		3 Millionen.
Summa des Handels mit Kaufmannswaaren.		208 Millionen.
Assekuranzhandel.		150 —
Handel mit fremden Geldsorten.		15 —
	Summe	373 Millionen.

Die zweite große Handelsstadt in Frankreich ist Bourdeaux. Von dort aus wird der Handel mit den westindischen Colonien geführt. Dieser Handel mit den Colonien ist für Frankreich die Quelle eines sehr großen Reichthums. Vermöge des ausschliessenden Rechts, welches Frankreich besitzt, die westindischen Inseln mit allen Nothwendigkeiten des Lebens zu versorgen, gewinnt das Mutterland funfzig vom Hundert auf alles, was die Inseln hervor bringen; theilt folglich mit ihnen alle ihre Produkte zur Hälfte. a) Außerdem werden noch durch den Handel mit den Colonien

a) Motion de M. de Curt, au nom des colonies réunies.

die französischen Manufakturen, durch den großen Absatz dahin, in Thätigkeit gesetzt; Frankreich erhält politischen Einfluß; Schiffahrt; Handel; Bedürfnisse des Lebens und Handelsartikel, als Zucker, Kaffee, Baumwolle, Indigo. Der Handel mit den Colonien beschäftigt wenigstens 800 große und 6 bis 700 kleine Schiffe. Die Einfuhr aus den Colonien beträgt jährlich ungefähr 243 Millionen, davon braucht Frankreich für seine eigene Consumtion ungefähr 80 Millionen; das übrige geht nach fremden Ländern. Der Handel von Bourdeaux besteht beinahe ganz allein im Handel mit den französischen Colonien, denen von dort aus Lebensmittel und alles Nöthige geliefert, und gegen die Produkte der Insel umgetauscht wird. Außerdem wird auch noch von Bourdeaux Wein nach dem nördlichen Europa, nach Großbritannien, und nach Irrland geführt. Aus Irrland erhält Bourdeaux jährlich ungefähr 40,000 Fässer gepökeltes Rindfleisch, welches mit Bourdeauxwein bezahlt, und nach den Colonien verführt wird. Irrland verliert bei diesem Handel; weil es mehr Wein verbraucht, als es Pökelfleisch liefert.

Die französischen westindischen Colonien werden im größten Drucke gehalten. Sie müssen Lebens-

bensmittel sowohl als Kleider, und alles, was ihnen zur Nothwendigkeit und zum Ueberfluß unentbehrlich ist, ausschließungsweise von Frankreich nehmen; und alle diese Waaren werden ihnen, eben wegen des Mangels an Concurrenten, so schlecht als möglich geliefert. Die Schuhfabriken in Marseille, welche vor die Colonien arbeiten, und deren ich oben schon erwähnt habe, liefern so schlechte Waare, daß ein Europäer ein solches Paar Schuhe keine Woche würde tragen können. In der Normandie giebt es eigene Eisenhütten, welche Küchengeräthe für die Colonien verfertigen, aber so schlecht, und von so brüchigem Eisen, daß die Eisenwaare schon bei dem ersten mal, wenn sie auf das Feuer kommt, springt.

Dem Handel mit den Colonien hat Bourdeaux seinen Reichthum zu verdanken, an welchem diese Stadt, so wie an prächtigen Häusern und Gebäuden, alle übrigen Städte in Frankreich weit übertrift. Der Handel mit den Colonien ist so leicht, der Gang desselben so einfach, der Gewinst so sicher, und die Gefahr so gering, daß er gar nicht, wie der Handel anderer Seehäfen (wie z. B. der Levantehandel zu Marseille,) Spekulation oder Rechnungsgeist erfordert, sondern beinahe immer das Capital des reichen Kauf-

manns sicher und gewiß, ohne sonderliche Mühe, ohne Gefahr, und ohne daß Kenntnisse dazu erfordert würden, mit großem Gewinnste umsetzt. Zwischen einem Kaufmanne von Nantes oder Bourdeaux, und einem Kaufmanne von Paris, Lyon oder Marseille, ist in Rücksicht auf kaufmännische Kenntnisse ein unglaublicher Unterschied: ungefähr eben so, wie zwischen einem Musselinhändler zu St. Gallen und einem Banquier in Genf. Beide sind und nennen sich Kaufleute: aber in Rücksicht auf kaufmännische Kenntnisse, auf Rechnungsgeist, auf Spekulationsgeist, auf Betriebsamkeit, welch ein Unterschied zwischen beiden!

Es ist ein Fehler der menschlichen Natur, nie zufrieden zu seyn; sondern, wenn man viel hat, immer nur noch desto mehr zu wünschen: daher hat eben die Einfachheit des Handels mit den Colonien, und die ungemeine Leichtigkeit, unermeßliche Reichthümer, ohne alles Genie, ohne alle Kenntnisse, blos durch Umsetzung des Capitals, sich zu erwerben, die Geldgierde der Kaufleute zu Bourdeaux nur vermehrt, statt dieselbe zu dämpfen. In ganz Frankreich giebt es keine Kaufleute, und vielleicht, außer den Holländern, in ganz Europa keine, die interessirter und geizi-

ger sind, als die Kaufleute in Bourdeaux. Während meines Aufenthalts daselbst, im Jahr 1785, habe ich davon recht sehr merkwürdige und auffallende Beispiele gesehen. Vaterland, Ehre, guter Name, Menschlichkeit sogar, sind ihnen leere Worte, wo es auf Gewinnst ankömmt. Ein patriotisch denkender Schriftsteller wirft den Kaufleuten zu Bourdeaux mit Recht vor, daß sie im Jahr 1781 fast alle englândische Kauffartheischiffe assekurirt, und auf diese Weise gegen den König und gegen ihr eigenes Vaterland gewettet haben. a) Einem Mitgliede der Assekuranzkammer zu Bourdeaux mußte damals jede Nachricht von einem eroberten engländischen Kauffartheischiffe unangenehm seyn, es mußte heimlich in seinem Herzen wünschen, daß kein Schiff seiner Nation, kein Kaper, irgend eine Prise mache. Aber, sagt der erwähnte Schriftsteller, diese Kaufleute denken, wie jener holländische Schiffskapitain, welchem im vorigen Kriege ein Admiral heftige Vorwürfe darüber machte, daß er den Feinden seines Vaterlandes Kriegsmunition und Lebensmit-

a) Lettres critiques & politiques sur les Colonies, & le commerce des villes maritimes de France. 1785. p. 25.

tel zugeführt habe. „Was? rief der Holländer aus, den sein Phlegma verließ, was? ihr untersteht euch, mir darüber Vorwürfe zu machen? Nun so sage ich euch, daß ich würde mit meinem Schiffe in die Hölle fahren, und sollte ich auch meine Segel darüber verbrennen, wenn ich gewiß wäre, dort 50 pro Cent zu gewinnen!“

Indem ich von dem Zustande Frankreichs vor der Revolution spreche, halte ich es für höchst nothwendig, ausführlich den Zustand der französischen Colonien in den westindischen Inseln zu beschreiben. Die Revolution muß auf diese Inseln einen sehr großen Einfluß haben; und dieser Einfluß wird auf das Mutterland auch wiederum zurück wirken. Ein so großer als allgemeiner Fehler beinahe aller politischen Schriftsteller, die ich gelesen habe, ist der, daß sie von den Colonien immer so sprechen, als ob dieselben von Menschen bewohnt würden, die europäische Sitten hätten, und auf europäische Weise erzogen wären. Da aber gerade das Gegentheil statt findet: so muß auch jedes, auf so unrichtige Vordersätze gegründete Raisonnement nothwendig unrichtig und falsch seyn. Die Nationalversammlung selbst ist oft in diesen Fehler verfallen; sie hat die neue Staats-

ver-

verfassung auf die westindischen Inseln anwenden wollen, welches schlechterdings unmöglich ist, weil die Menschen dort ganz anders sind, als in Europa. Um dieses zu beweisen, sey es mir erlaubt, eine ausführliche Beschreibung des Charakters, der Lebensart und der Sitten der Creolen (so heißen die von europäischen Eltern in Amerika gebornen Europäer) zu geben. Ich befürchte nicht, daß der Leser diese Beschreibung für eine überflüssige, oder wohl gar unnütze Abschweifung halten werde. Mir wenigstens scheint sie in den Plan dieses Werks zu gehören, und ich bitte um Verzeihung und Nachsicht, wenn ich hierin geirrt haben sollte.

Die französischen Colonien sind von dem Mutterlande durch den ungeheuren Ocean getrennt, und durch Klima und Produkte eben so sehr von demselben verschieden, als ihre Einwohner es durch Erziehung, Sitten, Lebensart und Regierungsform sind. Die Creolen scheinen ein ganz anderes Volk, ganz andere Menschen zu seyn, als die Europäer, von denen sie herstammen. Diesen Unterschied bemerkt man sehr deutlich bei allen Creolen, doch bei keinen so auffallend, als bei den französischen, welche mit ihren in Frankreich

gebornen Stammeltern nur sehr wenig gemein haben. Der Creole wird unter einem brennenden Himmelsstriche, auf welchen die Sonne beinahe immer senkrecht herab scheint, geboren. In seiner Kindheit, und während seiner Jugend ist er der Liebling seiner Mutter, welche den, beinahe allen Weibern des hiesigen Himmelsstriches eigenen Hang hat, ihre Kinder mit übertriebener Zärtlichkeit zu lieben; oder vielmehr dieselben zu verzärteln. Sie läßt dem Kinde völlige Freiheit. Keine Windeln fesseln seine noch zarten Glieder; ganz ungestört bewegt er sie hin und her; und darum wird er auch stark und gelenkig. Die schnelle Entwickelung der physischen Kräfte des Creolen ist auffallend. Wahrscheinlich trägt das warme Klima viel dazu bei; vielleicht auch die nährende Milch einer gesunden und starken Negeramme. Wenigstens bemerkt man allgemein, daß von Negerinnen gesäugte Kinder sich, im Ganzen genommen, besser befinden, und stärker werden, als die Kinder, welche eine weisse Amme gesäugt hat. Daher ist es in England unter den höhern Ständen schon lange zur Mode geworden, eine schwarze Amme jeder weissen vorzuziehen. In einem warmen Klima; umgeben mit den mannigfaltigen Produkten des heißen Erd-

stri-

striches; in einem Lande, wo es keinen Winter giebt, sondern wo die Natur ohne Aufhören thätig, und immer fruchtbar, beständig zerstört, und beständig hervorbringt; in dem Hause seiner Eltern, von denen er zärtlich geliebt wird; und unter der Aufsicht einer Mutter, welche mit blinder Zuneigung alle Wünsche des Kindes nicht nur erfüllt, sondern denselben entgegen kommt; einer Mutter, welche nicht nur gar nicht wagt, ihrem Kinde etwas abzuschlagen, sondern überdies seinen Launen nachgiebt, seinem Eigensinne schmeichelt, und seine Tücke entschuldigt; in einer solchen Lage wächst der junge Creole auf. Was er sieht, will er haben; was man ihm zeigt, fordert er. Nie wird ihm widersprochen; nie hat er einen Wunsch, der nicht sogleich befriedigt, nie ein Verlangen, das nicht sogleich erfüllt würde. Fehler, und sogar Laster, duldet man an ihm, und überläßt der Zeit, ihn davon zu bessern. So ist der Creole, schon als Kind, der allerabsoluteste Despot. Er ist mit Sklaven umgeben, die seinen Worten, ja schon seinen Winken gehorchen müssen, die vor ihm kriechen, ihm schmeicheln, und seine Launen mit Geduld und Unterwürfigkeit ertragen. Seine Spielgesellschafter sind die Kinder der Sklaven, und oft vertreibt er sich die Zeit damit, sie zu

schla-

schlagen, und sie zum Gegenstande der Ausbrüche einer boshaften oder grausamen Gemüthsart zu machen. Unter solchen Umständen wächst nun der junge Creole allmälich zum Jünglingsalter heran. Durch diese sonderbare Erziehung wird seine Einbildungskraft auf Kosten aller übrigen Seelenkräfte genährt. Er strengt dieselbe an, er übt sie, um einen Wunsch auszufinden, der ihm nicht sogleich gewährt werden könnte. Er strengt sie an, und muß es thun, weil er bald genug fühlt, daß Glücklichseyn nicht darin besteht, das zu erhalten, was wir fordern; sondern daß das süßeste aller Vergnügen darin zu finden ist, über die Aussichten in die Zukunft die gegenwärtige Zeit zu vergessen; weil er bald genug einsehen, oder doch wenigstens fühlen lernt, daß der einzige wahre Genuß, dessen der Mensch fähig ist, im Verlangen, Wünschen, Erwarten und Hoffen besteht; ein Genuß, der bei Seelen, welche mit einer feurigen Einbildungskraft von der Natur begabt sind, die Wirklichkeit bei weitem übertrift. Die Einbildungskraft des jungen Creolen wird durch diese Erziehung schon sehr früh außerordentlich lebhaft: vielleicht trägt auch dazu der tägliche Anblick des unermeßlichen Oceans bei, der in ungeheurer Entfernung beiden Welten von

einander trennt. Die so früh, und auf Kosten der übrigen Seelenkräfte, genährte Einbildungskraft des Kindes hat allemal für den Jüngling die unangenehme Folge, daß sie ihn unfähig macht, zu irgend einem bestimmten Berufe in der Gesellschaft sich vorzubereiten; nicht einmal zu demjenigen, den er sich selbst gewählt hat. Jede Einschränkung, jeder Zwang, ja sogar die Unterwürfigkeit, welche die gesellschaftliche Ordnung erfordert, und ohne welche dieselbe gar nicht bestehen könnte; alles dieses sind ihm unerträgliche Fesseln, die er sobald als möglich abzuwerfen sucht; oder die er vielmehr sich gar nicht anlegen lassen will. Seine immer geschäftige Einbildungskraft führt ihn von einem Gegenstande zum andern unaufhaltsam fort; alles kostet er, aber nichts will ihm schmecken; allem nähert er sich, aber bei nichts verweilt er: und auf diese Weise entsteht in ihm ein immer fort daurender Wunsch nach neuen Gegenständen, nach starken Erschütterungen, und, was die unausbleibliche Folge einer solchen Gemüthsart ist, Veränderlichkeit, und Mangel eines festen, zuverlässigen Charakters. Bleibt der Creole auf der Insel, so lebt er, von aller Möglichkeit, sich Kenntnisse zu erwerben, abgeschnitten, in einem Lande, wo er gar keine

Er-

Erziehung erhalten kann, und überläßt sich ganz den Phantasien einer lebhaften Einbildungskraft. Er überläßt sich denselben ohne Zurückhaltung in einem Alter, wo die stärksten Leidenschaften ihn bestürmen; in einem heißen Klima; in einem Lande, wo sich ihm in der dreifachen Klasse der Negern, Mulatten und Creolen unzählige Gelegenheiten zur Ausschweifung darbieten. Die Mulattinnen vorzüglich, diese, durch freie Männer von zur Sklaverei verdammten Müttern erzeugte Weiber, haben einen Hang zur Wollust, welcher alles übertrift, was man sich in Europa vorzustellen im Stande ist; diese sind es auch gemeiniglich, welche den Creolen ganz beherrschen. Durch nichts zurückgehalten, überläßt sich der Creole als Jüngling ganz dem Hange zum Vergnügen. Er überläßt sich diesem Hange mit solcher Heftigkeit, und genießt so anhaltend, so wiederholt, und so unvorsichtig, daß entweder erschöpfte Kräfte ihm nur noch ein Verlangen übrig lassen, das nun nicht mehr befriedigt werden kann: oder, daß die menschenfeindliche Krankheit, welche hier zuerst entstanden ist, und von hier aus über Europa sich verbreitet hat, allmälig seine Gesundheit untergräbt, und ihn lange vor der Zeit dem Grabe zuführt. Der lebhafte, tyrannische, unbeständige

Cha-

Charakter des Creolen macht ihn zum Ehestande wenig geschickt: denn zum Glück des Ehestandes wird gegenseitige Nachgiebigkeit und Beständigkeit des Charakters nothwendig erfordert. Der verheirathete Creole begeht wiederholte Untreue mit seinen Sklavinnen, und über seine Frau wacht er mit übertriebener Eifersucht. Er ist nicht aus Liebe, sondern aus Selbstsucht eifersichtig. Er maßt sich alles an; und erlaubt seiner Frau nichts. Kein Freund, kein Verwandter, kein Nachbar darf sich ihr nähern, oder in freundschaftlichen Gesprächen einige Stunden mit ihr hinbringen. So verlebt der Creole auf der Insel, wo er geboren wurde, seine Tage; sehr einförmig, im bloßen physischen Genuß, wird bald alt, und stirbt frühe. Derjenige aber, welcher nach Europa geschickt wird, um dort seine Erziehung zu erhalten, kommt entweder zu Verwandten oder in Pensionsanstalten. Hier soll er nun europäische Sitten annehmen, und europäische Kenntnisse sich erwerben; dazu gehört aber Anstrengung und Zwang. Seine Lehrer und Verwandten behandeln ihn nun mit europäischer Strenge. Er soll auf einmal alle übeln Angewohnheiten aufgeben, seine Unbeständigkeit und Flüchtigkeit ablegen, seine Einbildungskraft im Zaume halten, und Gedächtniß

niß und Urtheilskraft üben. Eine solche Veränderung ist aber schlechterdings unmöglich: daher hat auch diese Strenge keine andere Folgen, als daß der Jüngling Europa hassen und verachten lernt, und sich nach dem glücklichen Lande, in welchem er geboren ist, schmachtend und sehnend zurückwünscht; nach dem Lande, wo ihm alle europäische Weisheit, wie er glaubt, zu gar nichts weiter helfen würde, daher er sich denn auch gar nicht um dieselbe bekümmert. Lange schon im Voraus zählt er die Tage, die er noch in Europa zuzubringen gezwungen ist, und besteigt endlich mit Freuden das Schiff, welches ihn in seine Heimath wieder zurückbringen soll. Dort hilft er dann die ungünstigen Begriffe der Colonisten von Europa vermehren und ausbreiten. Eben weil sich die Creolen an europäische Sitten gar nicht gewöhnen können, hat man in Europa, und vorzüglich in Frankreich, die sehr unrichtige Meinung, daß es ihnen an Talenten fehle, und daß ihr Verstand eingeschränkt sey. Würde man ihnen in Europa eine bessere, ihrem Hange und ihren Leidenschaften mehr angemessene, Erziehung geben: so würde man auch finden, daß es den Creolen so wenig an Fähigkeiten fehlt, daß sie vielmehr die meisten Europäer darin weit übertreffen.

In

In England, in Schottland und in Frankreich habe ich viele Creolen gekannt, und diese Bemerkung allemal bestätigt gefunden. Auch waren in der Erziehungsanstalt zu Marschlins in Graubünden (wo ich einige meiner Jugendjahre glücklich verlebt habe) Creolen aus den französischen Inseln St. Domingue und Martinique, und nie werde ich vergessen, welche schöne Schilderungen sie von ihrem Vaterlande machten, und wie weit sie dasselbe Europa, wo, wie sie sagten, überall Zwang und Einschränkung herrsche, vorzogen. Ihre Beschreibung war so reizend, daß einst mehrere von uns das Projekt machten, mit ihnen in der Nacht heimlich aus dem Schlosse zu entfliehen, zu Fuß nach **Bourdeaux** zu wandern, und uns dort nach diesem **El Dorado** überschiffen zu lassen. Die natürliche Abneigung der Colonisten gegen das Mutterland muß unstreitig in der Folge auf das politische Verhältniß beider gegen einander wichtigen Einfluß haben. Die Creolen sind gemeiniglich gut gebaut, groß und stark; ihr Gesicht hat vielen Ausdruck, welcher durch die bräunliche Farbe ihrer Haut noch mehr erhöht wird. Die weisse und zarte Haut kälterer Länder, und die rothen Wangen, die man dort antrift, darf man unter einem brennenden Himmels-

melsstriche nicht erwarten. Blick und Gang der Creolen haben den Ausdruck von Stolz, und von Gefühl des eigenen Werths. Bei den europäischen Damen sind sie, ihrer dunkelgelben Gesichtsfarbe und der geringen Cultur ihres Verstandes ungeachtet, sehr beliebt; hingegen den Männern in Europa sind sie verhaßt. Man behauptet, sie wären zu allem unfähig: die Natur habe sich an dem physischen Theile ihres Körpers erschöpft, und den moralischen ganz vernachlässigt. Diesen Vorwurf aber macht man ihnen, wie ich schon gesagt habe, mit Unrecht. Die Creolen beschuldigt man in Europa, daß sie einen sehr starken Hang zum Spiel hätten; sonst sind sie aufrichtig, großmüthig, gesellschaftlich, gastfrei mit Aufwand, eitel, zutraulich, tapfer, zuverlässige Freunde, und gute Verwandte. Aller der kleinen, selbstsüchtigen Laster, welche die Menschheit entehren, sind sie ganz unfähig. Bemerkenswerth scheint, daß es in den Colonien unter den Creolen niemals, oder doch nur äußerst selten, Verbrecher giebt. Dies allein zeugt schon hinlänglich für die natürliche Güte ihres Charakters.

So sind die Creolen; aber weit interessanter ist der Charakter der westindischen Weiber, der Creolinnen. Gleich auf den ersten Blick unter-

schei-

scheiden sie sich von den Europäerinnen. Sie sind groß, schön gewachsen, schlank. Ihre Bildung hat den, Weibern wärmerer Himmelsstriche eigenen, Vorzug, daß die untere Hälfte des Körpers länger ist, als die obere. Dadurch werden alle ihre Bewegungen äußerst einnehmend und reizend. Vorzüglich aber ist ihr Gang zierlich, auszeichnend, stolz, schwankend, nachlässig, gefällig. Durch die leichte, dünne, dem warmen Klima angemessene, Bekleidung, welche mit dem griechischen Gewande große Aehnlichkeit hat, bemerkt das Auge nicht nur deutlich die Bewegungen aller Glieder, sondern es entdeckt sogar beinahe das Spiel der schönen Muskeln. Keiner der künstlichen Panzer, in welche europäische Frauenzimmer sich einschnüren, entstellt die natürliche Schönheit ihrer Bildung; keine Poschen verbergen fehlerhaft gebildete Hüften; kein Reifrock füllt magere Schenkel aus. Solcher Mittel bedürfen sie nicht. Sie bedecken nur leicht die Reize, welche ihnen die Natur verlieh; nur so viel, als nöthig ist, um dieselben dem Auge zu verhüllen, ohne sie jedoch ganz zu verbergen. Was aber die Creolinnen vorzüglich interessant macht, ist ihre Gesichtsbildung. Zwar sind sie nicht vollkommene Schönheiten; aber darum nur desto reizender. Regelmäßige Schönheit

gefällt dem Manne von kaltblütigem Verstande, der immer Schönheit nur nach mahlerischen Regeln mißt und beurtheilt: nicht so regelmäßige gefällt hingegen mehr dem Manne von lebhafter Einbildungskraft, welcher in dem reizenden Gegenstande das zu sehen glaubt, was er selbst hineinlegt. Die Creolinnen haben weder die weisse Haut, noch die blühenden rothen Wangen der europäischen Frauenzimmer; die Farbe ihres Gesichts ist blaß, oft sogar etwas gelblich. Hier sind weder Rosen, noch Lilien; aber dagegen das, was man in Frankreich vorzüglich und ausschliessungsweise Physiognomie nennt; Ausdruck im Gesichte. Dazu tragen ihre offenen, großen, lebhaften, schwarzen Augen nicht wenig bei. Dieses Auge, dessen Stern von dem obern Augenliede zum Theil bedeckt wird, und das untere Augenlied nicht ganz berührt, ist das wahre Auge der Schönheit; das Auge, dem nichts widersteht. Es hat alle schmachtenden Reize des blauen Auges; und noch vieles vor demselben voraus. Drängt es sich unter dem obern Augenliede ein wenig hervor: so wird es lebhaft, fröhlich, geistreich, feurig, leidenschaftlich. Verbirgt es sich etwas mehr unter den langen, schwarzen, seidenen Wimpern: so wird es sanft, schmachtend, wollüstig, andächtig,

Occhi

Occhi pietosi a riguardare; a mover parchi, wie Ariost sagt. In einem solchen Auge mischt sich unwiderstehlich reizend sanftes Schmachten, und anlockende Lebhaftigkeit; auf eine herzenrührende Weise schmelzen in den Blicken eines solchen Augenpaares Zärtlichkeit und Freude in einander.

Die Creolinnen kleiden sich mit vielem Geschmacke. Sie verstehen sich darauf, durch ihren Anzug alles Schöne, was ihnen die Natur gab, auf das Beste zu zeigen. Verschönern wollen sie nie. Keine Creolin schminkt sich; sie weiß zu gut, daß das erborgte Roth die natürliche Farbe übel bekleiden würde.

Hinsinkende Unthätigkeit, die aber weder Nachlässigkeit, noch Kälte, noch Trägheit ist, zeichnet alle Bewegungen, alle Handlungen der Creolin aus. Von Jugend auf gewohnt, nichts zu thun; von einem heissen Klima erschlafft; von Sklaven umgeben, die jedem Worte gehorchen, ehe es noch ganz ausgesprochen ist, jeden Wink, jeden Blick ihrer Gebieterin verstehen; verschläft sie die eine Hälfte des Tages, und vertändelt auf weichen Polstern wollüstig hingestreckt, die andere Hälfte. Zwischen dem Verzärteln ihrer Kinder; dem Zan-

 ken

ken mit ihrem Manne; dem Quälen ihrer Sklaven; und den Täuschungen einer lebhaften Einbildungskraft, die alle ihre Freuden verschönert, alle ihre Leiden unerträglich macht; verfließt ihr die Zeit: und immer noch zu langsam. Ihre Nerven leiden bei dieser unthätigen Lebensart, und ihr Kö per wird außerordentlich reizbar. Was eine europäische Dame kaum bemerkt, erweckt bei der Creolin die heftigsten Ausbrüche von Zorn; und leider! sind nur zu oft ihre Sklaven die Schlachtopfer dieser unbegreiflichen Mischung von Indolenz und Lebhaftigkeit. Entsteht aber in der Creolin ein Wunsch, ein Verlangen, eine Zuneigung: dann schafft sich ihre ganze Gemüthsart um. Ein Funke von Liebe verwandelt sich bei ihr bald in die stärkste Leidenschaft. Gewohnt, despotisch zu befehlen, will sie, verlangt sie, liebt sie, mit schrecklicher Heftigkeit. Erhält sie was sie ververlangt — Gegenliebe; sind ihre Wünsche befrie digt: so hört auch ihre Liebe auf, und sie sehnt sich nach einem neuen Gegenstande. Finden sich aber Schwierigkeiten: so wird sie hartnäckig und eigensinnig. Schwierigkeiten zu finden, ist ihr neu, und durch die Neuheit gereizt, bemächtigt sich ihrer ganz der Wunsch, dieselben zu überwinden; und dann liebt sie mit einer Zärtlichkeit, mit

einer

einer Heftigkeit, mit einer Innigkeit, mit einer Anhänglichkeit an den geliebten Gegenstand, deren nur selten Weiber in Europa fähig sind. Will man sich hievon überzeugen: so erinnere man sich, daß die zärtliche Geliebte eines **Sterne** und eines **Raynal**, die berühmte **Eliza Draper**, eine Creolin war. Und welch eine unbeschreibliche Feinheit von Empfindungen herrscht nicht in ihren gedruckten Briefen! Welch eine glühende Wärme, die in dem kalten Europa beinahe erfriert! Welch ein zarter Hauch von Gefühlen, der in keine andere als in gleich gestimmte Seelen übergehen kann, und darum auch einen Sterne und Raynal bezauberte!

Gesellschaft von Männern suchen die Creolinnen sehr; aber mit ihrem eigenen Geschlechte und unter sich vertragen sie sich nicht. Die europäischen Damen sind ihnen ganz verhaßt; sie haben gegen dieselben eine wahre Antipathie. Immer glauben sie, man ziehe ihnen diese vor, und sind darüber aufgebracht und neidisch. Auf den Inseln besuchen sich die Creolinnen nicht oft, sind, wenn sie sich besuchen, gegen einander äußerst höflich, zuvorkommend und gefällig; aber selten, oder nie, hat man wahre, aufrichtige Freundschaft zwischen

zweien von ihnen bemerkt. Sie verzärteln, wie ich schon gesagt habe, ihre Kinder, und lieben auch ihre Verwandten mit der lebhaftesten Anhänglichkeit. Unbeständigkeit, Veränderlichkeit, Capricen, schnell aufsteigende, und eben so schnell wieder vergehende Wünsche sind Hauptzüge ihres Charakters. Ihre Männer lieben sie; auf den Inseln bleiben sie denselben getreu, und leben in ihrer Gesellschaft, kleiner Zänkereien ungeachtet, glücklich: reisen sie aber nach Europa, so kommen sie mit ganz andern Begriffen vom Ehestande von dorther zurück; daher erlaubt auch der Creole nicht gerne seiner Frau eine Reise nach der alten Welt. Stirbt der Mann: so ist er in kurzer Zeit von der Frau ganz vergessen, so zärtlich sie ihn auch vorher geliebt hatte. Nichts findet man seltener in den westindischen Inseln, als eine Witwe. Ueber solche schnelle Heurathen Creolischer Witwen habe ich sehr oft die europäischen Verwandten des ersten Mannes in Schottland und in Frankreich klagen hören; aber allemal schienen mir diese Klagen ungerecht: denn wer die Menschen kennt, der weiß auch, daß die gefühlvollen, zärtlichen Seelen, die am feurigsten lieben, auch am schnellsten vergessen, und daß das Eine die ausbleibliche Folge des Andern ist, und nothwendig seyn muß. Im

Ehe-

Ehestande, wie in der Liebe, sind die Creolinnen bis auf einen unglaublichen Grad Eifersüchtig. Sie sind es ohne Grund, auf bloßen Argwohn, und die frei gelassenen schwarzen Sklavinnen, welche dem Manne dienen, werden daher allemal von seiner Frau gequält, und mit einem unerbittlichen Haß verfolgt, der nicht selten in empörende Grausamkeit ausartet. Eher will die Creolin den geliebten Gegenstand selbst, als seine Zuneigung verlieren; man hat daher nicht selten gesehen, daß Creolinnen ihre Männer, oder Liebhaber, welche ihnen zur Eifersucht Ursache gegeben hatten, vergifteten. Auch giebt es Beispiele von creolischen Weibern, die aus Eifersucht gestorben sind. Den Tanz lieben sie bis zur Uebetrreibung und mit Leidenschaft; ungeachtet der Wärme des Clima, ungeachtet der Schwäche und Zartheit ihres Körpers, ungeachtet ihrer natürlichen Indolenz: sie wissen zu gut, wie sehr die Bewegung des Tanzens ihre natürlichen Reize erhöht, und wie vortheilhaft die Schönheit ihres schlank gebauten Körpers dabei erscheint. Sie tanzen heftig, und geben dabei den Takt an. Die meisten singen auch sehr schön, und mit Empfindung. Einsamkeit zieht die Creolin, auch in den Städten, aller Gesellschaft vor. Eben deswegen sind sie in Gesell-

schaft blöde und zurückhaltend. Den Unterhaltungston der europäischen Damen kennen sie gar nicht, und machen daher, wenn sie nach Frankreich kommen, mit den gesprächigen Frankreicherinnen einen sonderbaren Kontrast. Sie leben äusserst mäßig: Früchte, Zuckerwerk, Caffee, Chocolade, machen beinahe ihre ganze Nahrung aus. Niemals trinken sie Wein, aber desto häufiger Limonade. Auch halten sie selten Mahlzeiten zu bestimmten Stunden, sondern essen, wenn es ihnen einfällt. Langer Schlaf, Unordnung in der Lebensart, heftige Leidenschaften, und allzufrühes Heurathen, untergraben ihre Gesundheit, und schwächen ihren Körper; sie werden daher sehr frühe alt, und verlieren ihre Schönheit. Wie Blumen blühen sie; verwelken aber eben so schnell. Sie sind fruchtbar, und gebähren leicht. So zärtlich sie auch ihre Kinder lieben, erlaubt dennoch die Sorge für ihre Gesundheit ihnen nicht, dieselben zu stillen, sondern sie wählen dazu eine gesunde und starke Negerin. Die Amme und das Kind sind beständig unter den Augen der Mutter, und diese sucht durch zärtliche Liebkosungen und durch mütterliche Sorgfalt ihrem Kinde die noch größere Sorge zu ersetzen, welche dasselbe von seiner Mutter zu erwarten berechtigt wäre, wenn

nicht

nicht die Natur sie in die Unmöglichkeit gesetzt hätte, eine so angenehme Pflicht zu erfüllen. Die Amme wird allemal zur Belohnung frei gelassen.

Wenn man bedenkt, daß die Creolinnen keine andere Erziehung erhalten, als welche ihnen die Natur giebt: so muß man sich über ihren natürlichen, gesunden Verstand, und über ihre richtigen Urtheile wundern. Ihre Seele ist groß und stark, und den einmal gefaßten Entschluß halten sie unveränderlich: dadurch werden sowohl ihre Verirrungen größer, als auch ihre guten Entschlüsse fester. Vorzüglich zeichnen sie sich durch einen ungewöhnlichen Beobachtungsgeist; durch ein untrügliches Gefühl für alles, was gut, schicklich, anständig ist; durch Feinheit und Zartheit der Empfindung; und durch Erhabenheit der Gesinnungen aus. Das Gefühl leitet sie oft besser und richtiger, als europäische Damen durch Grundsätze geleitet werden. Vermöge eines, durch Erziehung und Lebensart genährten Stolzes, verachtet die Creolin alles, was klein und niedrig ist; haßt alle krummen Wege; alle verächtlichen Kunstgriffe; sie geht gerade zu; auch dann, wann sie unrecht geht. Gegen ihre Sklaven ist sie hart und grausam, aber gegen alle andern Menschen gefällig, dienstfertig, mitleidig und wohlthätig. Sie be-

bedaurt den Unglücklichen, der sie um Hülfe anfleht; sie weint mit ihm, und giebt ihm reichlich; befiehlt aber, vielleicht eine halbe Stunde nachher, wegen eines geringen Versehens, einen Sklaven bis auf das Blut zu peitschen, und sieht ohne Mitleiden zu, wenn der Befehl vollzogen wird. Doch nimmt die grausame Behandlung der Sklaven täglich ab, und viele Creolinnen haben schon angefangen, die schwarzen Menschen auch als **Menschen** zu behandeln. Möchte doch dieses schöne Beispiel bald allgemein und überall nachgeahmt werden! Wie viel ein solches Betragen gegen die Neger für ihre Ausbildung wirken würde, davon sind die freigelassenen Neger in Nordamerika ein auffallendes Beispiel; denn unter ihnen giebt es schon jetzt geschickte Aerzte, vortrefliche Dichter, und vorzügliche Mahler, die sich durch Erfindung und Darstellung auszeichnen.

Frankreich besitzt in Europa auch noch die Insel Corsika. Der Anblick dieser schönen Insel ist vom Gestade des Meeres außerordentlich reizend. Amphitheatralisch erhebt sich vom Ufer das Land. Im Vorgrunde erblickt man angebaute Felder und Gärten, worin Weinreben, Maulbeerbäume, Oelbäume, Orangenbäume und Ci-

tronenbäume stehen. Weiter herauf sieht man zerstreute Landhäuser, Klöster und kleine Dörfer; und endlich hinter diesen, nackte, kahle Felsen. Das Klima ist warm, das Wetter beinahe immer schön, und der Himmel rein und unumwölkt. Im Ganzen ist die Insel wenig angebaut, und die Abgaben, so groß sie auch sind, bezahlen nicht die Kosten, welche ihre Unterhaltung erfordert. Der Corse, eines herumirrenden Lebens gewohnt, läuft in unzugänglichen Gebürgen umher. Er hat Verstand und Scharfsinn; ist tapfer und kühn; hat einen unbezwinglichen Hang nach Freiheit und Unabhängigkeit, wie alle Gebürgbewohner; ein Hang, der bei ihm durch den Druck der französischen Regierung und durch die bürgerlichen Kriege noch zugenommen hat. Er ist mäßig: Kastanienmehl und Ziegenmilch oder Schaafmilch macht den größten Theil seiner Nahrung aus; darum vernachlässigt er den Feldbau. Er ist aufrichtig, großmüthig und gastfrei: gern theilt er mit dem Reisenden, welcher ihn in den Gebürgen besucht, seine Kastanien und seinen Käse. Er ist stolz, träge, rachsüchtig, abergläubisch und unreinlich. Sein Weib und seine Töchter behandelt er als Sklavinnen, und läßt sie die härteste Arbeit verrichten. Seine Kleidung besteht aus einem

nem langen wollenen Mantel mit einer Kapuze; ein Mantel, der genau so aussieht, wie die Kutte der Kapuziner. Niemanden gehorcht er, vor niemand bückt er sich, als vor einem unreinlichen Bettelmönche. Diesem küßt er den Saum des Rockes und die schmuzige Hand: wenn dieser ihm droht, dann zittert er; sonst nie. Die häßlichen, ekelhaften, verächtlichen, dummen Bettelmönche machen sich die Ehrfurcht, welche der Corse für ihre heiligen Mährchen hat, zu Nutze, und erhalten das Volk in Unwissenheit und Aberglauben. In den Städten ist der Corse gebildeter, und weniger rauh; er macht aber doch noch immer mit den französischen Stutzern einen sonderbaren Kontrast. Die Weiber in den Städten sind stolz und eitel, aber schön und geistreich. Das Spiel lieben sie bis zur Uebertreibung. Mit den französischen Damen können sich die Corsikanerinnen nicht vertragen; Sitten und Gemüthsart sind zu sehr verschieden.

Der **Nationalcharakter** der Frankreicher läßt sich, wie mir scheint, auf folgende Punkte zurück führen. Der Frankreicher ist eitel; **unreinlich; mäßig; geschwätzig; heftig; unterrichtet.** Die **Eitelkeit** der Frankreicher aus allen

Stän-

Ständen, und in jedem Alter, ist unglaublich groß. Immer suchen sie nur zu scheinen; nie zu seyn. Immer sehen sie nur auf das Aeußere, auf das, was in die Augen fällt, und vernachlässigen darüber das Wesentliche, die Sache selbst. Eine schöne Figur ist daher in Frankreich eine große Empfehlung, und Kleider machen daselbst, im eigentlichen Sinne des Worts, Leute. Ein Frankreicher lebt von Brod und Wasser, oder wenigstens von Caffee und Brod, wenn es ihm an Gelde fehlt, und verwendet das wenige, was er hat, auf seine Kleider. So kümmerlich er sich auch oft behelfen muß: so wenig darf dieses in seinem Anzuge sichtbar seyn. Jeder Frankreicher hat Achtung für sich selbst, wenn er gut angezogen ist, und glaubt zu seyn, was er vorstellt. Aus eben dieser Eitelkeit entsteht auch der Antheil, den man in Frankreich an Allem nimmt, was den Hof betrift, und die große, übertriebene Ehrfurcht für den König. Hofneuigkeiten, so unbedeutend sie auch seyn mögen, werden in Caffeehäusern und in Privatgesellschaften mit wichtiger Miene erzählt und wieder erzählt, und derjenige Erzähler, dem viele solche kleine Anekdoten bekannt sind, wird dadurch ein Mann von Ansehen und Gewicht. Für seinen König hat (hatte, muß man jetzt sagen) der Frank-

reicher eine Achtung und eine Ehrfurcht, die bis zum Uebertreiben geht; er ist stolz auf die Größe, auf die Macht, ja sogar auf den Despotismus des Königs. Aus unzählichen Anekdoten, die ich als Beweise anführen könnte, wähle ich nur eine. Lord Stair, der engländische Gesandte am französischen Hofe, sprach einst in einem freundschaftlichen Gespräche etwas verächtlich von Ludwig dem Funfzehnten. Der Minister antwortete ihm ganz kaltblütig: „Herr Gesandter, so lange Ihre unbesonnenen Reden bloß mich betroffen haben, habe ich um des Friedens willen still geschwiegen, wenn Sie aber künftig jemals im Gespräche mit mir die dem Könige schuldige Ehrfurcht vergessen, so lasse ich Sie aus dem Fenster werfen, darauf können Sie Sich verlassen." Diese dreiste Antwort wurde bald öffentlich bekannt, und der Minister erhielt dadurch eine Popularität so groß, als er sie durch Aufhebung der Salzsteuer kaum würde erhalten haben.

Die **Unreinlichkeit** der Frankreicher ist unglaublich groß, vorzüglich in den südlichen Provinzen; in der Provence und in Languedoc. Reinlichkeit und Betriebsamkeit sind, wie mir scheint, immer mit einander, bei jedem Volke, verbunden,

den, und beide stehen in einem so genauen Verhältnisse, daß man beinahe zuverlässig, wenn man den Grad der einen kennt, auch auf die andere schließen kann. Beide findet man vorzüglich in freien und wohlhabenden Staaten, wo die untern Klassen des Volkes durch die Arbeit ihrer Hände mehr erwerben können, als unumgänglich nothwendig ist, um sich die Bedürfnisse des Lebens anzuschaffen. Auch die Religion hat auf beide einen auffallenden Einfluß. Betriebsamkeit und Reinlichkeit sind bei derselben Regierungsform, und unter übrigens völlig gleichen Umständen, allemal größer in protestantischen Ländern, als in katholischen; davon sieht man in der Schweiz das allerauffallendste Beispiel. Wahrscheinlich liegt der Grund in den vielen Feiertagen der Katholiken, den vielen Opfern für Seelenmessen, und andern ähnlichen Ursachen. In Frankreich ist ein gänzlicher Mangel an Betriebsamkeit; die reichsten und größten Kaufleute sind Ausländer, hauptsächlich Schweizer. Die reichsten Banquiers in Paris und Lyon sind alle, ohne Ausnahme, Schweizer.

Wo Reinlichkeit fehlt, da fehlt auch zuverlässig Gefühl für Anständigkeit; und Sittsam-

keit, a) welche die Reinlichkeit des Gemüths ist. Der Mangel an Sittsamkeit an dem feinen, zarten, edlen Gefühle, vermöge welches wir einen dichten Schleier über alle Gegenstände zu werfen suchen, die uns an unsere Verwandtschaft mit den Thieren erinnern, und die süße Illusion, daß wir göttlichen Ursprungs und ganz Seele sind, stören könnten; der Mangel an diesem Gefühle, dem wahren Gürtel der Venus, welchen selbst Jupiter, als Juno denselben trug, nicht eher zu lösen wagte, als bis er sich mit ihr in eine dichte, den Augen der Götter und der Sterblichen undurchdringliche Wolke gehüllt hatte: der Mangel an diesem Gefühle, sage ich, ist in Frankreich sehr auffallend, und bei dem andern Geschlechte in der That empörend. Was Madame Rambouillet in Yoriks Reise that und sagte, das thun und sagen täglich auf den Boulevards zu Paris am hellen Mittage Damen vom ersten Range und besten Tone. Ich habe Engländerinnen gekannt, welche, wenn sie den sonderbaren Anblick zum erstenmale sahen, nicht nur erschro-

cken

a) In der französischen Sprache giebt es nicht einmal ein Wort, welches Sittsamkeit, oder das, was der Engländer delicacy nennt, ausdrückte.

cken sich wegwandten, sondern in fürchterliche Wuth darüber geriethen, und von diesem Augenblicke an die französische Nation haßten und verabscheuten: sie hielten nemlich durch einen so gänzlichen Mangel an Sittsamkeit ihr ganzes Geschlecht für beleidigt.

Die große **Mäßigkeit** der Frankreicher im Essen und Trinken ist bekannt. Ihre Nahrung besteht größtentheils aus Gemüse, Obst, Caffee, dünnen Fleischbrühen; selten aus Fleisch. Wein trinken sie wenig, und niemals unvermischt. Um Leckereien bekümmern sie sich nicht, und essen mehr um den Hunger zu stillen, als um die Zunge zu kützeln. Von den Engländern sind sie in Allem, was Mäßigkeit betrift, gerade das Gegentheil, und wenn man die Lebensart beider Nationen genau kennen gelernt hat, so wundert man sich nicht länger, daß die eine größtentheils aus fetten und starken, die andere hingegen aus schwachen und hagern Menschen besteht. Der vorzüglichste Spott der Engländer gegen die Frankreicher bestand von jeher darin, daß sie denselben vorwarfen, sie müßten sich mit magerer Suppe und Froschschenkeln begnügen, während sie selbst sich mit Rinderbraten mästeten. Wie man sich etwas

darauf zu gute thun könne, ein starker Fresser zu seyn, und wie man über Mäßigkeit spotten könne, das konnte der Frankreicher nie einsehen, und zuckte daher die Achseln, wenn er hörte, daß ihm der Engländer einen so lächerlichen Vorwurf machte. Charakteristisch ist unstreitig dies Betragen für beide Nationen; aber die unpartheiische Philosophie entscheidet zu Gunsten des Frankreichers, der besser seinen Geist als seinen Körper nährt.

Die Gesprächigkeit der Frankreicher, welche sehr oft in Geschwätzigkeit, aber nur selten in Schwazhaftigkeit ausartet, kennt jedermann. Man hört ihnen gern zu, und ihr Umgang ist belehrend; denn sie sprechen selten oder nie von Dingen, die ihnen unbekannt sind, sondern gemeiniglich nur von Gegenständen, die sie kennen, oder die sie wenigstens zu kennen glauben. Im Gespräche hat der Frankreicher vor allen übrigen Nationen der Welt auffallende Vorzüge. Einer seiner großen Fehler ist die heftige Gestikulation und die Leidenschaft, mit welcher er seine Gedanken vorträgt. Der Eifer, mit dem er seine Meinung vertheidigt, erlaubt ihm nicht, Gegengründe anzuhören, und vermöge seiner natürlichen Heftigkeit und Ungeduld unterbricht er wohl gar im Gespräche seinen

Gegner, ehe dieser noch seine Rede geendigt hat. Der Umgang mit unterrichteten Frankreichern ist daher immer nur für den Hörer, und selten oder nie für den Sprecher lehrreich, so ein verständiger Mann der Zuhörer auch seyn mag. Der unverzeihliche Fehler des Unterbrechens im Gespräche, welcher allemal einen einseitigen Mann verräth, und Eitelkeit und Eigenliebe bezeichnet, dieser Fehler war dem großen **Franklin** während seiner Gesandschaft in Frankreich im Umgange vorzüglich unangenehm und auffallend. Wenn er bei guter Laune war, pflegte er den muntern Frankreichern zu beweisen, daß die nordamerikanischen Wilden weit höflicher wären, als sie. „Wenn „diese Wilden versammlet sind, sagte er, so steht „derjenige, welcher sprechen will, auf, und alle „übrigen beobachten indessen ein tiefes Stillschwei„gen. Hat er seine Rede geendigt, und sich wie„derum niedergesetzt, so lassen sie ihm noch fünf „bis sechs Minuten Zeit zum Nachdenken, da„mit, wenn er noch etwas zu sagen vergessen „haben sollte, oder etwas hinzu zu setzen hätte, „er noch einmal aufstehen und es hersagen könne. „Einander zu unterbrechen, sogar im gewöhnlichen „Gespräche, wird für höchst unanständig gehal„ten. Wie verschieden ist nicht diese Sitte von

„dem Conversationston vieler zierlichen Gesell-„schaften in Europa; wo, wenn Ihr Eure Mei-„nung nicht so schnell als möglich herplappert, „Ihr von der ungeduldigen Geschwätzigkeit derer, „mit denen Ihr sprecht, mitten in Eurer Rede „angehalten werdet, ohne daß Euch erlaubt wür-„de, dieselbe zu endigen!“

Die Heftigkeit der Frankreicher ist in allen ihren Handlungen sehr groß; diese Heftigkeit ist mit Ungeduld, Unbeständigkeit, Flüchtigkeit, Leichtsinn und Veränderlichkeit verbunden; und alle diese Eigenschaften sind so innig in den Nationalcharakter der Frankreicher verwebt, machen so sehr Grundsätze desselben aus, daß man sie nicht nur in den Debatten der Nationalversammlung deutlich entdekt, sondern daß auch diese Versammlung sogar geglaubt hat, in ihren Verhandlungen darauf Rücksicht nehmen zu müssen, und nicht vergessen zu dürfen, wie der Charakter der Nation beschaffen sey, welcher sie Gesetze vorschreiben will. Man höre, wie sich ein berühmtes Mitglied der Versammlung, Herr Rabaud de St. Etienne, darüber ausdrückt: „Eine Be-„merkung ist der Nationalversammlung nicht ent-„gangen; nemlich die Kenntniß des Nationalcha-

„rak-

„rakters der Frankreicher, welcher sich auch in „der Versammlung selbst deutlich genug gezeigt „hat. Schnell im Fassen, schnell im Ausführen, „ungeduldig zu genießen, entdeckt der Frankrei„cher nicht sobald das Ziel, als er auch schon „brennt, dahin zu gelangen. Schwierigkeiten „sind ihm Mittel, Widerstand Bewegungsgrün„de, und der Damm, durch welchen man diesen „Strom aufzuhalten sucht, dient zu weiter nichts, „als ihn reißender zu machen. Ein solches Volk „darf nicht wie ein anderes geführt werden. Lang„samkeit des Magistrats und tiefes Nachdenken „über die Mittel hätten es in Unthätigkeit einge„schläfert. Zu viele Betrachtungen machen ihm „zu viel Langeweile. Die Athenienser führte man „mit Worten; aber die thätigen Frankreicher wol„len Handlungen; ihre Ungeduld verlangt That„sachen: alles, was sie lange aufhält, bringt sie „auf, oder erweckt in ihnen Widerwillen, und „dann gehen sie plötzlich zu andern Gegenständen „über, um ihre unermüdete Thätigkeit ausüben zu „können. Oberflächliche Beobachter halten den „Frankreicher für veränderlich und flüchtig; aber „in dem, was ich so eben gesagt habe, liegt der „Grund dieses Irrthums. Der Frankreicher giebt „den Gegenstand, nach welchem er strebte, auf,

„sobald sein schneller und sicherer Blick ihm zeigt, „daß es klüglicher sey, darauf Verzicht zu thun: „aber er verfolgt denselben hartnäckig, so lange „seine Thätigkeit dabei Beschäftigung findet. Er „verläßt den Gegenstand seines Wunsches leichter „als ein anderes Volk, weil er ihn früher er„schöpft: dieser Unterschied ist eine Folge der „Schnelligkeit seines Scharfsinns und der Heftig„keit seines Charakters.“ a)

Im Ganzen genommen ist der Frankreicher besser **unterrichtet**; er kennt Personen und Sachen besser, als alle andere Völker des Erdbodens. Aber seine Kenntniß ist gemeiniglich einseitig; selten oder niemals gründlich und wissenschaftlich, weil er sie nicht, wie wir, aus Büchern schöpft, oder durch eigenes Nachdenken erlangt, sondern ganz allein durch den Umgang und aus der Conversation lernt. Originale Schriftsteller giebt es in Frankreich eben so wenig, als es dort in der Gesellschaft Sonderlinge giebt. Ein Sonderling zu seyn, eigene Meinungen haben zu wollen, heißt in Frankreich sich lächerlich machen. Jeder spricht, und

a) Nouvelles réflexious fur la nouvelle divifion du Royaume.

und denkt, und ißt und trinkt, und kleidet sich wie sein Nachbar, oder wie die Gesellschaft, mit welcher er täglich umgeht: wer sich anders beträgt, verliert von diesem Augenblicke an das Recht, in dieser Gesellschaft zu erscheinen. Und stellte er auch die Weisheit in eigener Person vor, wäre er ein Sokrates, ein Plato, ein Zeno, ein Epictet: so würde ihn alle seine Weisheit verächtlich machen, wenn er sich unter das allgewaltige Joch der Mode nicht beugen wollte. Gerade aus dieser Ursache sind die Frankreicher von manchen Fehlern nicht zu bessern; gerade aus dieser Ursache sind sie zur Freiheit völlig ungeschickt und unvorbereitet. Freiheit ist itzt in Frankreich Mode, und wird auch als Modesache behandelt. Man muß heftiger Aristokrat oder heftiger Demokrat seyn; sonst steht man allein. Bald aber wird der Enthusiasmus erkalten, bald wird die Mode vorüber gehen, eine andere Mode wird diese verdrängen, und jeder Menschenfreund stimmt wohl mit mir in den Wunsch ein, daß es eine weniger gefährliche Mode seyn möge!

Die ernsthaften **Wissenschaften** (die spekulativen sowohl als die praktischen) sind in Frank-

reich im größten Verfall; aber alles, was zum Flitterstaat der Gelehrsamkeit gehört, ist dort im größten Flor. Fein gedrechselte Perioden; blendende Antithesen; hinreißende Deklamation; simulirte Empfindung; Krokodillthränen erlogener Gefühle; der Stelzengang der Uebertreibung; verführerische Kunstgriffe der Sophisterei; und was es sonst noch für verächtliche Mißbräuche der Beredsamkeit geben mag, die man bei einer gesunkenen, verdorbenen, verfallenen Nation in dem letzten Zeitpunkte ihrer Existenz allemal antrift, und in Griechenland im Zeitalter der Sophisten, so wie zu Rom unter den Kaisern, findet; alle diese verächtlichen Künste, welche die Menschheit entehren, indem sie Vernunft und Wahrheit verbannen; alle diese Künste sage ich, haben die Schriftsteller Frankreichs bis zu einer Höhe gebracht, wovon wir in Deutschland noch gar keine richtige Begriffe haben, und die doch gewiß die Aufmerksamkeit und die Untersuchung des Philosophen verdient.

Alle ernsthaften Wissenschaften sind hier, wie ich schon gesagt habe, im Verfall. Die Theologie ist die Theologie der Sorbonne, die vormalige Theologie der Jesuiten. Priester und Mönche

che sind unwissend, abergläubisch und unaufgeklärt. Sie theilen das Volk in zwei große Klassen: in solche die nichts, und in solche die Alles glauben. Mit der ersten Klasse geben sie sich nicht ab; mit der zweiten hingegen, die in Frankreich noch außerordentlich groß ist, beschäftigen sie sich ganz. Dieser Klasse erzählen sie ihre heiligen Mährchen, hören die Beichte an, und nehmen (was die Hauptsache ist) das Geld in dieser Welt für Seelenmessen, welche den Verstorbenen in jener Welt zu gute kommen sollen. In den Klöstern herrscht eine Finsterniß des Geistes, wie im Zeitalter eines Hildebrandts. Da giebt es keine aufgeklärte, gelehrte, verehrungswürdige Aebte, wie in einigen Klöstern Deutschlands; da giebt es keine Mönche, wie zuweilen unter uns, die lesen, denken und untersuchen. In der Bibliothek des Klosters modern dort und zerfallen in Staub die kostbarsten Ueberreste des Alterthums; noch unbekannt, nicht edirte, klassische Schriftsteller; Die Bibliothek wird nie geöfnet, viel weniger benutzt, und einen aufgeklärten, philosophischen Bibliothekar, wie der Bibliothekar des Klosters zu St. Gallen in der Schweiz ist, würde man in ganz Frankreich vergeblich suchen. Indessen zeichnen sich unter den Mönchen die Benediktiner aus,

so wie sie sich überall und von jeher ausgezeichnet haben. Einige von ihnen, die **Kongregation von St. Maurs**, haben uns ein diplomatisches Werk geliefert, das der Zeit trotzt, und durch welches ihr Name noch bei der Nachwelt mit Dank genannt werden wird.

In den **Nonnenklöstern** ist Finsterniß und Aberglaube noch größer, und in einigen derselben, in den südlichen Provinzen Frankreichs, gehen Greuel vor, die ich nicht erzählen mag, ob ich sie gleich zuverläßig weiß, da ich einst wegen einiger Folgen derselben, als Arzt um Rath gefragt worden bin; indem die Aebtissen einen einheimischen Arzt zu fragen, nicht wagen durfte. Als einen Beweis der Denkungsart französischer Nonnen, kann ich mich nicht enthalten folgende Bemerkung zu erzählen, die ich einst von ohngefähr machte. Auf meiner Reise durch die Provinzen Frankreichs, im Jahr 1785, kam ich nach Agen. Es war zwar noch früh am Tage, indessen bestimmte mich die schöne Lage des Städtchens an der **Garonne**, und das vortreffliche Wetter, die Nacht da zuzubringen. Nachdem ich im Gasthofe die nöthigen Einrichtungen getroffen hatte, gieng ich aus und spazierte in der

Ge-

Gegend umher. Eben war ich im Begriff nach dem Gasthofe zurückzukehren, als ich in einer Straße der Stadt die Kapelle eines Nonnenklosters offen fand. Ich gieng hinein und fand die Kapelle klein, aber recht artig. Ich war im Begriff wieder herauszugehn, als mich die Bemerkung, daß ich ganz allein war, und der schöne Anblick der letzten Strahlen der untergehenden Sonne, welche durch die Fenster der Kapelle die gegenüberstehende Wand vergoldeten, zurückhielt. Ich stellte mich, auf eine Lehne gestützt, dem Hauptaltar gegenüber, und verlohr mich in Gedanken über einen Gegenstand, der mich eben damals sehr beschäftigte. Aus diesem Traume wurde ich auf die sonderbarste Weise aufgeweckt, als ich meine Augen in die Höhe hob und die Malerei an der Decke erblickte. Ein so merkwürdiges Gemälde war mir noch nicht vorgekommen. Eine Nonne, umgeben mit himmlischem Glanze, scheint aus Fülle von angenehmen Empfindungen in Ohnmacht zu sinken. Nachlässig hingestreckt liegt sie da; mit halb geschlossenen, wollusttrunknen Augen, mit schmachtendem Blicke und mit ausgestreckten Armen erwartet sie in ihren himmlischen Bräutigam, der auch in Gestalt eines schönen und zärtlichen Jünglings aus den

Wolken herabsteigt. Nahe dabei steht folgende Inschrift:

Quid non conatur Amor!
Coelos in terris adumbrare
Carmeli filiae tentarunt,
Anno Salutis
1773.

Einen solchen Begriff also machen sich die Nonnen vom Himmel; in Fülle hoffen sie dort zu genießen, was ihnen auf der Erde auch nur zu kosten verboten bleibt.

Ist die Theologie in Frankreich im Verfall, so ist es die Arzneiwissenschaft noch weit mehr. Von dieser kann man in der That sagen, sie sey seit funfzig Jahren gar nicht vorgerückt. Daher ist in Frankreich die Profession eines Arztes sehr verachtet. Der Titel eines **Doktors**, welcher in England adelt und den Rang vor allen Landedelleuten (Esquires) giebt; dieser Titel, welchen man in England als eine Belohnung solchen Gelehrten schenkt, die sich durch ihre Verdienste um das menschliche Geschlecht auszeichnen, wie z. B. einem **Franklin**, einem **Priestley**, einem **Herschel**;

die-

dieser Titel, den in England die Professoren auf Universitäten dem Professortitel vorziehen, und sich immer (zum Unterschied von denjenigen Professoren, welche nicht zugleich Doktoren sind) Doktor und nicht Professor nennen; dieser Titel ist in Frankreich nicht nur von keinem Werthe, sondern er macht lächerlich und setzt dem Spotte aus. Der erste Rath, den mir meine Freunde gaben, als ich zum erstenmale nach Paris kam, war, daß wenn ich mit Personen vom Stande umzugehen und in Gesellschaften vom ersten Range zu kommen wünschte, (welches, wie sie wußten, meine Absicht war) ich nothwendig diesen gothischen Titel, der, wie sie sagten, in Frankreich allemal einen Mann von schlechter Erziehung und ohne bürgerliche Ehre, mit einem Worte einen Menschen aus dem Tiers-Etat bezeichne, ablegen müsse. Ich befolgte den Rath und fand, daß das, was sie mir gesagt hatten, Wahrheit war. In Frankreich hätte ich mit meinem Doktortitel in manche Gesellschaft gar keinen Eintritt erhalten, in welcher ich ohne diesen Titel mit vieler Höflichkeit aufgenommen wurde. In England war es nachher ganz anders; dort wurde mir in den Provinzen um dieses Titels willen viele unverdiente Ehre bewiesen, welche ich ohne

den-

denselben nie erhalten hätte. So sind die Menschen! Immer lassen sie sich von Tönen, Titeln und leeren Worten führen! So giebt derselbe Titel Verdienst, oder nimmt es, je nachdem in dem Lande, in welchem man sich befindet, die Mode ist! Der wahre Weise lacht darüber; er läßt gerne jedem Menschen sein Spielwerk; er weiß, daß, wenn in ein von lauter Bucklichten bewohntes Land, ein gerade und schlank gewachsener Mensch käme, die Bucklichten alle über ihn spotten, und ihn als mißgestaltet verachten würden. Darum muß man auch, wie Helvetius sagt, den Buckel des Landes tragen, in welchem man sich befindet, und nicht vergeblich reformiren wollen. a) Verbessern und reformiren sind zwei sehr verschiedene Dinge. Spartam nactus es; hanc exorna!

Ich komme nun von dieser Abschweifung, wegen welcher ich den Leser um Verzeihung bitte, wieder auf den Zustand der Arzneiwissenschaft in Frank-

a) S'il descendoit du Ciel un sage, qui dans sa conduite ne consultât que les lumières de la raison; ce sage passeroit universellement pour fou. Tout peuple admire ses défauts et méprise les qualités contraires. Pour réussir dans un pays, il faut être porteur de la bosse de la nation, chez laquelle on voyage. *Helvetius* de l'esprit.

Frankreich zurück. In Deutschland und in England ist der Stand eines Arztes mit Recht ein sehr angesehener Stand, denn derselbe erfordert in diesen beiden Ländern mehr Zeit und größere Kosten, um sich zu einem gewissen Ansehen darin zu erheben, als jeder andere gelehrte Stand. Ein Arzt, der seine Wissenschaft gründlich kennen lernen will, muß, mehr oder weniger große, Reisen ausser seinem Vaterlande unternehmen, um in mehrern Ländern Kranke zu beobachten, und die verschiedenen Kurmethoden verschiedener Länder mit einander vergleichen zu können. Ein nicht gereiseter Arzt bleibt allemal, wenn er nicht ein Mann von außerordentlichem Genie ist, einseitig und voller Vorurtheile seines Vaterlandes. Diese Wahrheit wird auch so allgemein eingesehen, daß engländische und deutsche Aerzte eine Reise außer ihrem Vaterlande als unumgänglich nothwendig zur Vollendung ihrer Studien ansehen; und seitdem dieser vortreffliche Grundsatz allgemein angenommen worden ist, hat die Arzneiwissenschaft in beiden Ländern große Schritte zu ihrer Vervollkommnung gethan während sie in allen den Ländern, deren Aerzte nicht reisen, (in Spanien, Italien, Frankreich) zurückgeblieben ist. Diese Bemerkung ist wichtig, und ich werde dieselbe an einem andern

dern Orte weiter ausführen. In Frankreich wird die Arzneikunde von dem aufgeklärten Theile der Nation in eben den Rang gesetzt, wie die Goldmacherkunst. Beide, sagt man, versprechen viel und halten nichts; beide erhalten sich auf Unkosten der Leichtgläubigen; und beide verdienen die Verachtung und den Spott des Philosophen. Der Frankreicher, welcher so spricht, hat auch in der That nicht Unrecht, wenn er dieses strenge Urtheil nur von den Arzneigelehrten seiner Nation fällt; denn diese sind, beinahe ohne Ausnahme, die unwissendsten, verächtlichsten Quacksalber; Menschen ohne Kenntnisse, ohne Grundsätze, ohne Moral, ohne Gewissen. In den Häusern der Kranken, zu denen sie gerufen werden, spielen sie die Rolle des Beichtvaters; das heißt: sie dringen in die Geheimnisse der Familie, und machen sich unentbehrlich, weil man, nachdem sie einmal mit alledem bekannt geworden sind, was man gerne verborgen halten möchte, nicht ohne Gefahr, wenigstens nicht ohne Furcht, durch ihre Schwatzhaftigkeit zu leiden, sie verabschieden kann. Gerade aus dieser Ursache sind auch sehr viele Exjesuiten Aerzte geworden; sie legten nur die Kutte ab, und trieben nachher dasselbige Geschäfte, das sie vorher getrieben und in der Schule der Jesuiten

gelernt hatten, und mit demselben Erfolge. Die gantze Wissenschaft der französischen Aerzte besteht darin, ein Abführungsmittel, eine Aderlässe, oder ein Klystier zu verordnen; ohne Rücksicht, ob die Krankheit gerade dieses oder jenes Mittel erfordere. Von jeher haben die Jesuiten gequacksalbert, vorzüglich gaben sie häufige Brechmittel, und man behauptet, daß aus dieser Ursache, seit Aufhebung des Jesuiterordens, der Gebrauch der Brechmittel in katholischen Ländern weit allgemeiner und unbedingter geworden sey, als er vorher gewesen war. Eine andere Ursache der Verachtung, in welche die Arzneiwissenschaft in Frankreich gefallen ist, besteht darin, daß sich die Aerzte gar nicht durch vorzügliche Schriften ausgezeichnet haben. Die medicinischen Schriften in Frankreich sind so schlecht geschrieben, so unkorrekt; so durch Sprachfehler und durch unverständliche, undeutliche Ausdrücke entstellt; so leer an großen Gedanken und an neuen Ideen; daß bey einer Nation, bei welcher die Kunst vortrefflich zu schreiben, als die höchste Stufe menschlicher Vollkommenheit angesehen und dem zufolge über alles andere geschätzt wird, Werke, welche so weit von diesem Ideal der Vollkommenheit sich entfernen, unmöglich geachtet werden, oder ihren Verfassern Ruhm erwer-

ben können. Jeder Leser, welcher auch nur einen flüchtigen Blick in das Buch thut, und darin so viele Worte und so wenig Ideen findet, und noch überdies barbarische Ausdrücke, bei welchen sich weder Verfasser noch Leser etwas Deutliches und Bestimmtes denken können, wie z. B. **Schärfe: Unreinigkeit des Geblütes; Reizbarkeit der Nerven; Unordnung der Lebensgeister; Hitze im Geblüte; Verstopfung der Gefäße; Saburra;** a) und hundert andere ähnliche, nichtsbedeutende Worte; jeder, sage ich, welcher diese Ausdrücke findet, die in einem Lande, wo die Kunst schön zu schreiben so hoch gestiegen ist, und so sehr geschätzt wird, barbarisch klingen müssen, legt das Buch aus der Hand, und seine Verachtung der göttlichen Kunst nimmt zu, statt daß er nur dem Verfasser darüber Vorwürfe machen sollte. Aus den Schriften der engländischen Aerzte sind alle solche unphilosophische und barbarische Ausdrücke schon längst verbannt, und auch aus den Schriften deutscher Aerzte werden sie es in unsern

Zeiten

a) Acrimonie, fougue des humeurs, ebullition du sang, trouble des esprits, racornissement, crispation des nerfs tensions des fibres, engorgements, obstructions des vaisseaux, saburre.

Zeiten mehr und mehr. Von der königlichen medicinischen Societät in Paris, welche in Frankreich in der Arzneiwissenschaft den Ton angiebt, bemerkt man, daß sie unter ihren einheimischen Mitgliedern auch nicht einen einzigen berühmten praktischen Arzt zählt; daß sie nicht einmal korrekt schreibt; b) und daß unter allen Schriften, welche sie in den letzten Zeiten gekrönt hat, auch nicht eine einzige von einem berühmten Manne ist; auch nicht eine einzige, welche sich über das Mittelmäßige erhebt, oder in Deutschland und England als Inaugural-Dissertation Aufsehen gemacht haben würde. Die vortreffliche Schrift des Hrn. Doktor Kortum, über die Scropheln, macht allein eine rühmliche Ausnahme von dieser sonst durchaus wahren Bemerkung. Auf den französi-

b) In dem Programm der Société Royale de medécine für 1785 kommt folgende Stelle vor: Il est essentiel, de dèttuire ici *l'erreur*, où sont quelques médecins, physiciens & chirurgiens, qui ne correspondent point avec la société, parcequ'elle a déja des Associés et Correspondants, dans les lieux qu'ils habitent. La compagnie est eloignée d'avoir adopté ce *principe*. (Quel est ce *principe*? On n'a parlé que d'une *erreur*; & qu'elle est cette erreur?)

schen Universitäten ist die Arzneywissenschaft im allergrößten Verfall. c)

Unter allen ernsthaften Wissenschaften ist keine so sehr in Frankreich im Verfall als die Philosophie. Auch nur eine flüchtige Betrachtung der sonderbaren Schicksale, welche diese reizende Göttin (die, zur Führung der Sterblichen bestimmt, vom Himmel auf die Erde herabstieg) betroffen haben; auch nur eine flüchtige Betrachtung ihrer Schicksale erweckt Erstaunen und Verwunderung. In ihrer Kindheit, ehe noch alle ihre Reize sich entwickelt hatten, schien sie sanft, einnehmend und gesprächig; sie war immer in Gesellschaft der Tugend, und oft fand diese wegen ihrer schönen

Beglei-

c) Le défaut du mal est aisé à reconnoitre dans l'espece d'anneantissement, où est tombé l'enseignement public de la Médecine. On entend chaque jour les Professeurs même gemir de ces abus, & élever des voeux impuissants, pour les reformer. Nul plan dans le cours d'études, nul choix d'auteurs, nul secours pour une jeunesse avide de s'instruire. Quelques idées prises au hazard, quelque foible lecture d'une vaine compilation, ou d'un commentaire fade & insipide, sont les seuls ressources, avec lesquel les un Médecin est lancé dans la pratique. *Journal général de France.* 1785.

Begleiterin hie und da eine Herberge, wo man sie, wäre sie allein gekommen, abgewiesen haben würde. Schon in diesem zarten Alter, schon in ihrer Kindheit, hatte die Philosophie einen Liebhaber, der von ihren Reizen eingenommen, sich ihr aufopferte, und aus Liebe zu ihr, starb: Sokrates war dieser Mann. In ihrer Jugend bezauberte ihre Schönheit die Welt, und Plato wurde vorzüglich von ihr begünstigt. Im männlichen Alter war sie sich selbst sehr ungleich, sie artete aus, wurde launigt, hatte bald diesen, bald jenen Liebhaber, und gieng immer von einem Extrem zu dem entgegengesetzten über. Bald überließ sie sich, mit Epikur und Aristipp, ganz und gar der Freude, lachte, scherzte und sang, flocht Kränze für ihre Lieblinge, und pflückte für sie Rosen, welche sie ihnen erst dann übergab, nachdem sie vorher alle Dornen von denselben sorgfältig weggenommen hatte; bald nahm sie eine strenge und ernsthafte Miene an, und predigte in Gesellschaft eines Zeno, eines Seneka, eines Epiktet, Gleichheit der Menschen, Verachtung der Freude, philosophischen Stolz, und Verachtung des Schmerzens; bald grübelte sie mit Aristoteles, um auszufinden, in wieferne das, was niemand wissen kann, und niemand weiß, zu wissen möglich sey; bald — — — doch

ich würde den Leser ermüden, wenn ich alle die Thorheiten erzählen wollte, die sie in ihrem männlichen Alter begieng, obgleich noch immer Spuren ihrer jugendlichen Schönheit und Liebenswürdigkeit übrig blieben. Im spätern Alter artete sie ganz aus, die Freundin ihrer jüngeren Jahre, die Tugend, verließ sie, und nun ward aus ihr eine unausstehliche Schwäzerin, die mit Worten spielte und an Spitzfündigkeiten Vergnügen fand. Seit der Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts ist sie in Frankreich tief gesunken, und hat sich sehr verächtlich gemacht. Sie ist beleidigend, hämisch, intolerant, selbstsüchtig, geschwäzzig, spöttisch, decisiv, sophistisch und bekehrungssüchtig geworden: sie beweist nicht mehr, wie vormals, ihre neuen Schätze; sondern sie spottet über diejenigen, welche dieselben nicht annehmen wollen. Wer nicht denkt wie sie, von dem behauptet sie, daß es ihm an Gemeinsinn, an gesundem Menschenverstande fehle. Apostel und Emissarien der neuen Lehre ziehen in der Welt herum, Proselyten zu machen, und auch andre zu diesem neuen Unglauben zu bekehren. Der Kern der modernen, den Geist niederschlagenden und das Herz verderbenden Philosophie, besteht in folgenden Sätzen: „1) Es giebt „keinen Gott, sondern die Welt ist von selbst

„und

„und durch Zufall entstanden.“ 2) „Die Seele „ist nicht unsterblich, sondern sie hört mit „dem Körper zu leben auf.“ 3) „Es giebt „keine Seele, sondern der Mensch ist bloß „Körper, bloß Materie, und hat nichts „Geistiges an sich.“ 4) „Physisches Vergnü„gen und physischer Schmerz sind die Quelle „und die Beweggründe aller unserer Hand„lungen, und physisches Vergnügen der ein„zige vernünftige Zweck derselben.“ 5) „Tu„gend ist ein Unding, denn sie setzt Auf„opferung voraus, Aufopferung ist aber un„möglich, weil jeder Mensch immer nur mit „Rücksicht auf sich selbst, mit Rücksicht auf „seinen eigenen Vortheil, aus Eigenliebe, „handelt und handeln muß.“

Dieses ist der Kern der neueren französischen Philosophie, die auf den Ruinen der Religion und Moral ruht, und von jeher die Philosophie verdorbener Zeitalter war. In Frankreich wird sie laut und öffentlich gepredigt; sie ist dort die Modelehre und wenn man sich nicht lächerlich machen will, so muß man sie annehmen, oder sich wenigstens stellen, als nähme man sie an. Ein solcher Philosoph, welcher den dogmatischen

Atheismus predigt, zeigt allemal einen Mangel an richtigem Verstande; denn er behauptet etwas, das eben so ungereimt ist, als das, was er verwirft. Das Daseyn eines höchsten Wesens läßt sich freilich nicht mathematisch darthun, aber das Nichtdaseyn eines solchen Wesens eben so wenig. Wie verkehrt muß demnach der Sinn eines Mannes seyn, der, in einer zweifelhaften Sache, bloß aus Paradoxiesucht, aus Liebe zum Sonderbaren, dasjenige verwirft, was die weisesten und besten Menschen aller Zeitalter angenommen hatten; und zwar ohne einen einzigen Grund mehr für seine Behauptung zu haben, als jene! Wie verkehrt muß der Sinn eines Mannes seyn, der, nachdem er mit vieler Mühe dahin gelangt ist, diesen falschen Satz für wahr zu halten; nachdem er sich durch viele Mühe einer so reichen Quelle erhabener Gesinnungen, als der Glaube an Gott ist; eines so grossen Trostes im Unglück, als der Glaube an die Vorsehung gewährt; und einer so starken Triebfeder zu großmüthigen Handlungen, als der Glaube an die Tugend ist, freiwillig beraubt hat; wie verkehrt, sage ich, muß er seyn, wenn er zu einer so kahlen und unfruchtbaren Lehre, zu einer negativen Dogmatik, die alles raubt und nichts wiedergiebt, Proselyten zu

machen

machen sucht! Wer ist wohl mehr des Mitleidens und des Bedauerns würdig, als ein solcher Mann! Solche Männer aber sind die neuen französischen Modephilosophen. Ein grosser Schriftsteller hat neulich die Folgen dieser Philosophie mit starken Zügen geschildert! a) „Nach dieser neuen Lehre, „sagt er, ist ein König ein bloßer Mann; eine „Königin bloß ein Weib; ein Weib gehört in das „Thiergeschlecht; und zwar nicht einmal oben an. „Königsmord, Vatermord und Gotteslästerungen „sind bloße Erdichtungen des Aberglaubens, welche „die Rechtsgelehrsamkeit verderben, indem sie „dieselbe ihrer Einfachheit berauben. Der Mord „eines Königs, einer Königin, eines Bischofs, „eines Vaters, ist ein bloßer Todtschlag; und, „wenn das Volk auf irgend eine Weise, durch „irgend einen Zufall dabei gewinnt, der allerver„zeihlichste Todtschlag, den man eben nicht zu „strenge untersuchen und bestrafen darf. Nach „der Lehre dieser barbarischen Philosophie, welche „die Frucht eines kalten Herzens und eines trü„ben Verstandes ist, und welcher es eben so sehr „an wahrer Weisheit, als an Geschmack und

„Zier-

a) E. *Burke* reflections on the revolution in France. p. 114.

„Zierlichkeit fehlt, können Gesetze nicht anders, „als vermöge des Schreckens, den sie um sich her „verbreiten, und vermöge des Vortheils, welchen „jedes Individuum, zu Beförderung seiner eige„nen Plane, in denselben findet, oder in sofern „es nach Befriedigung seines eigenen Privatin„teresses etwas an dieselben abgeben kann, er„halten werden. In den Lauben der Akademie „dieser Philosophen, und am Ende einer jeden „Aussicht, erblickt man nichts als den Galgen."

Vorzüglich auffallend ist in Frankreich die unphilosophische Intoleranz und die Wuth, mit welcher die modernen Philosophen jeden verfolgen, der anders denkt, als sie. Die christliche Religion haben sie sich vorgenommen, ganz zu zerstören, und wenn auch der Staat darüber zu Grunde gehen sollte. Dies ist die Ursache, warum die Nationalversammlung, in welcher die neue Philosophie herrschend geworden ist, die Geistlichen auf eine so ungerechte, so unbillige, so unmenschliche Weise ihre Güter auf einmal beraubt hat, und zwar ohne Entschädigung, während sie dem Adel, den Rechtsgelehrten und Parlamentsgliedern das, was sie verloren hatten, größtentheils wieder vergütete. Sie zogen die Güter der Geist-

Geistlichkeit ein, um, wie sie vorgaben, die Gläubiger des Staats zu befriedigen. Sie beraubten den Bürger, um den Ausländer zu bezahlen. Sie bezahlten ihn mit Gütern, die ihm gar nicht verpfändet waren, auf welche er keinen Anspruch machte, noch machen konnte. Sie verwarfen alles, was die vorige Regierung gethan hatte; Friedensschlüsse, Traktaten, Vergleiche, alles hoben sie auf, alles erklärten sie für null und nichtig; Pensionen und Gnadengehalte nahmen sie denen weg, welche dieselben genossen; alte Diener des Staats verabschiedeten sie: aber die Gläubiger, die Wechseljuden, die Papierhändler, welche auf Kosten der Nation reich geworden waren, diese nahmen sie in Schutz; diese allein dürfen, während jedermann leidet, nicht mit leiden, sie sollen ganz und ohne Abzug bezahlt werden. Alles dieses scheint unerklärlich und inkonsequent; aber es ist leicht zu erklären, wenn man den herrschenden Geist der Nation kennen gelernt hat. Die Kirchengüter mußten den Geistlichen weggenommen, und die Geistlichen mußten verächtlich gemacht werden, damit die christliche Religion zerstört werden könne. Es war nicht einmal darum zu thun, Geld aus dem Verkaufe dieser Güter zu erhalten; sondern bloß allein darum, dieselben wegzuneh-

nehmen: dies erhellt deutlich, wenn man weiß, daß vermöge eines Beschlusses der Nationalversammlung der Käufer nur einen kleinen Theil des Kaufgeldes zu bezahlen hat, und zu Bezahlung des übrigen zwölf Jahre Zeit behält. Für eine kleine Summe, die er baar bezahlt, kann jetzt der arme Philosoph den reichen Geistlichen aus dem Hause, welches dieser bisher besessen hatte, verjagen, und sich sogleich selbst hineinsetzen. Ob der Bauer dabei gewinnt, ob er unter einem philosophischen Gutsherrn glücklicher leben und weniger gedrückt werden wird, als unter abergläubigen Mönchen, das muß die Zeit lehren.

Der Plan der Philosophen, durch Beraubung der Geistlichen die Religion zu stürzen, ist nicht erst seit der Revolution entstanden, sondern es ist ein sehr alter Plan, an welchem schon lange Zeit gearbeitet wurde. Ein Mann, der in Staatsgeschäften grau geworden ist, **Burke**, sagt: „Diese atheistischen Patres haben eine ganz eigene Bigotterie; sie sprechen gegen die Mönche „mit dem Geiste eines Mönchen. Sie bedienten „sich der Intrigue, wo Gründe oder Witz nicht „helfen wollten. Sie fuhren unaufhörlich fort, „auf alle Weise und durch alle nur möglichen

„Mittel diejenigen anzuschwärzen und um ihren „Ruf zu bringen, welche nicht zu ihrer Parthie „gehörten. Wer die Art ihres Verfahrens beob„achtet hat, muß auch schon lange bemerkt ha„ben, daß es ihnen nur an Macht fehlte, um „die Intoleranz der Sprache und der Feder in „eine Verfolgung zu verwandeln, welche weder „Freiheit, Eigenthum noch Leben achten würde.'

„Die schwache und unterbrochene Verfolgung, „die man gegen sie, mehr einer hergebrachten „Gewohnheit zufolge, als aus wirklicher Rach„sucht, ausübte, schwächte sie eben so wenig, „als sie ihre Bemühungen verminderte. Es ent„stand weiter nichts daraus, als daß, theils „durch die Schwierigkeiten, welche sie fanden, „theils durch den guten Erfolg ihrer Arbeiten, „ein heftiger und boshafter Eifer in ihnen ent„stand; ein Eifer von einer bisher in der Welt „noch nicht bekannten Gattung. Dieser bemäch„tigte sich ihrer Gemüther ganz, und der Um„gang mit ihnen, der außerdem angenehm und „lehrreich gewesen seyn würde, wurde hiedurch „ganz unausstehlich. Ein Geist der Cabale, der „Intrigue, des Proselytismus, belebte alle ihre „Gedanken, Worte und Handlungen. Und da

„der

„der Eifer der Controverse bald sich nach Macht „sehnt, so unterhielten sie eine Correspondenz „mit fremden Fürsten, durch deren Ansehen und „Macht sie hofften, die Veränderung hervor zu „bringen, die ihre Absicht war. Ihnen schien es „gleichgültig, ob diese Veränderung durch den „Donnerkeil des Despotismus, oder durch das „Erdbeben eines Volksaufruhrs geschehe. Die „Correspondenz dieser Gesellschaft mit dem ver„storbenen König von Preussen beleuchtet ganz „den Geist ihrer Handlungen. Aus eben der Ur„sache, aus welcher sie bei Fürsten kabalirten, „beförderten sie auch in Frankreich den Handel „mit dem Papiergelde, und suchten auf alle Weise „litterarischen Ruhm nur denen zukommen zu „lassen, die von ihrer Parthie waren."

„Schriftsteller, vorzüglich wenn sie gesellschaft„lich auf Einen Zweck und nach Einer Richtung „arbeiten, haben einen großen Einfluß auf die „Meinung des Publikums; daher hatte das Bünd„niß dieser Schriftsteller mit den Reichen keinen „geringen Einfluß, den Haß und den Neid des „Volkes von dem Geldreichthume abzuziehen, und „gegen die Geistlichen zu lenken."

„Ueber-

„Ueberhaupt scheint es mir, daß die neue „kirchliche Einrichtung in Frankreich nur errich„tet ist, um so lange zu dienen, bis die christ„liche Religion gänzlich ausgerottet werden kann, „nachdem erst die Gemüther gehörig zu diesem lez„ten Streiche vorbereitet seyn werden. Wer noch „zweifelt, ob die philosophischen Fanatiker, welche „am Ruder sitzen, einen solchen Plan haben, der „kennt weder ihren Charakter noch ihre Gesinnun„gen. Diese Schwärmer sagen öffentlich, ein „Staat könne besser ohne Religion als mit der„selben bestehen; und sie behaupten, sie wären „im Stande, alles Gute, was die Religion be„wirke, durch ein neues, ihnen zugehöriges, Pro„jekt zu ersetzen — nemlich durch eine neue Er„ziehungsmethode, welche sie erfunden haben, „und welche auf genaue Kenntniß der physischen „Bedürfnisse des Menschen gegründet ist; diese „Bedürfnisse werden zu einer aufgeklärten Eigen„liebe benutzt, die, wenn sie genug gebildet seyn „wird, sich in der allgemeinen Liebe und im Pa„triotismus verlieren soll. Der Plan einer sol„chen Erziehung ist schon lange bekannt. Jetzt „heißt sie in der neuen Sprache die **bürgerliche „Erziehung** (civil education)."

In wie fern diese Bemerkungen eines berühmten Mannes gegründet seyn mögen, getraue ich mir nicht zu entscheiden; aber daß diese Schilderung des Geistes der modernen französischen Philosophie, im Ganzen genommen, sehr richtig und wahr ist, daran kann ich nach Allem, was ich in Frankreich gesehen und gehört habe, gar nicht zweifeln. Das Einführen einer neuen und philosophischen Religion in einem Reiche, welches 25 Millionen Menschen enthält, müßte doch mit unendlichen Schwierigkeiten verbunden seyn!

Die **Künste** blühten in Frankreich, aber die Zeiten des guten und reinen Geschmacks waren vorbei, und ein falscher Geschmack, der alle Werke der Kunst mit unnützen Zierrathen überhäufte, hatte dessen Stelle eingenommen. Die **Baukunst** war zu der Zeit, da unter Ludwig dem Vierzehnten die berühmte Facade des Louvre gebaut wurde, auf dem höchsten Gipfel; seither ist sie sehr gesunken. Diese Facade, welche man nicht ohne Bewunderung betrachten kann, und welche, sowohl an edler Einfalt der Anlage, als an Schönheit der Ausführung, den schönsten Werken der griechischen und römischen Baukunst gleichkommt, macht dem Zeitalter Ludwig des Vierzehnten mehr

Ehre,

Ehre, als alle übrige, auf seinen Befehl erbaute Palläste zusammengenommen. Seit dieser Zeit haben die französischen Baumeister bei allen neuen Gebäuden, kleinen und großen, diese Colonade bis zum Ekel kopirt. Das letzte große Werk der französischen Baukunst ist die noch nicht ausgebaute Kirche der Sainte Genevieve zu Paris; dieses Gebäude ist, von aussen sowohl als von innen, mit unnützen Verzierungen überladen. a)

Ueber die französische **Musik** hat Rousseau in einem vortreflichen Aufsatze alles gesagt, was sich sagen läßt. Ich maße mir nicht an, darüber

a) le Brun hatte den sonderbaren Einfall, um Ludwig dem Vierzehnten zu schmeicheln, ihm zu Ehren eine neue Säulenordnung zu erfinden, welche er die französische Ordnung nannte. Acht und vierzig Säulen dieser Ordnung stehen in der berühmten Gallerie zu Versailles. Ein Baukundiger beschreibt diese Ordnung auf folgende Weise: Cet ordre a des coqs, des soleils & des fleurs de lis dans son chapiteau; l'entablement est enrichi de sculptures, qui représentent des chiffres & des dévises de Louis XIV, des couronnes royales, & des colliers des ordres de St. Michel & du St. Esprit. Sur la corniche sont rangés des trophées, auxquels des enfants attachent des guirlandes de fleurs.

zu urtheilen. Der Zustand der **Dichtkunst** und des **Theaters** ist unter uns durch schöne Schriften großer Kenner hinlänglich bekannt. Mit dem Theater muß nothwendig jetzt eine Veränderung vorgehen, indem alle die Stücke, welche vormals mit dem größten Beifalle aufgeführt wurden, auf die neuen und veränderten Sitten nicht mehr passen können. Die **Bildhauerkunst** und die **Mahlerkunst** haben vortrefliche Werke geliefert. Künftig werden sie wahrscheinlich zu mechanischen Künsten herabsinken, und außer den Büsten und Portraiten der Mitglieder der Nationalversammlung, die man ihnen zu verfertigen übertragen wird, wenig Beschäftigung finden.

Die **mechanischen Künste** sind in Frankreich sehr weit zurück, und die **Manufakturen** stehen mit den Engländischen in folgendem Verhältnisse: Französische Baumwollentücher und Zize sind nicht so gut, als die Engländischen; Seidenwaaren, Gazen, Blonden, Handschuhe, Parfums, Battiste, Porcellan sind besser und wohlfeiler, als die Engländischen; Leinwand, Fayence, Staahlwaaren, Glaswaaren, Gold- und Silberarbeiten sind schlechter und theurer, als ähnliche Waaren der Engländer.

In

In allem, was die Schifffahrt betrift, stehen die Frankreicher den Engländern weit nach; vorzüglich in der, auf Schiffen so unumgänglich nothwendigen, Reinlichkeit. Auf den Engländischen, dänischen und holländischen Schiffen ist die Reinlichkeit und Ordnung bewundernswürdig; auf den spanischen, französischen, und zum Theil auch auf den schwedischen Schiffen ist die Unreinlichkeit unbeschreiblich groß. Dieser Mangel an Reinlichkeit ist sowohl den Schiffen als dem Schiffsvolke schädlich; er erzeugt eine große Menge menschenfeindlicher Insekten, von denen, sogar auf den königlichen Schiffen, niemand frei bleibt; außer diesen giebt es noch auf den französischen Schiffen eine besondere Art von Käfern, die Ravets genannt werden, und sich außerordentlich stark vermehren. Auch Mäuse und Ratten sind in großer Menge vorhanden, ohne daß man kräftige Maaßregeln zu ihrer Zerstörung anwendet. Als Folgen der Unreinlichkeit, entstehen auf den Schiffen sehr oft ansteckende Krankheiten. Ventilatoren, Gewitterableiter, Destillirmaschinen sind auf französischen Schiffen unbekannte Dinge.

Von der Gelehrsamkeit überhaupt, oder von dem, was wir in Deutschland unter diesem Ausdrucke verstehen, kann man sagen, daß sie in Frank-

reich gar nicht vorhanden sey. Ein eigentlicher **Gelehrter**, das heißt, ein Mann, der mit der Wissenschaft, welcher er sich gewidmet hat, gründlich bekannt ist; alle Theile derselben, im Ganzen und im Detail, studirt; deren Geschichte, Entstehung und Fortgang kennt; sich ohne Aufhören mit dem Zustande derselben in andern Ländern bekannt zu machen sucht; alle neuen Erfindungen kennt; mit einem Worte, gleichsam ein lebendiger Inbegriff seiner Wissenschaft, von ihrem ersten Ursprunge an bis auf die neuesten Zeiten, genannt werden könnte, wie z. B. (um nur zwei zu nennen) **Haller** war, oder **Kästner** ist: ein solcher Mann ist in Frankreich außerordentlich selten. Vielleicht verdient **la Lande** allein den Namen eines Gelehrten nach dieser Definition, während Deutschland an Männern, die sich diesem Ideal mehr oder weniger nähern, so reich ist. Die Ursache davon anzugeben, scheint leicht. Gelehrsamkeit wird verachtet, wird nicht geschätzt; denn sie dient in Frankreich zu nichts. Man kann sie weder in der Akademie, noch in Gesellschaften, noch bei den petits Soupees der Großen, noch am Putztische der Damen gebrauchen: darum sucht auch niemand, sie sich zu erwerben. Daß man sie um ihrer selbst willen studieren müsse; daß gelehrte Untersuchun-

gen

gen dem Forscher selbst, ohne alle Rücksicht auf andere, den reinsten Genuß gewähren; das scheint man in Frankreich gar nicht zu wissen. Dort gelten nur solche Kenntnisse, mit denen man prahlen, oder die man wenigstens andern wieder mittheilen kann. Man will nichts einnehmen, als was sich sogleich wieder ausgeben läßt; nur cursirende Münze, gleichviel ob ächt oder falsch, und keine Schaumünzen, die man in den Schrank zurücklegt, um sich von Zeit zu Zeit an ihrem Anblicke zu ergötzen. Der abgeschmackte Grundsatz des Seneka: Scire tuum nihil est, nisi te scire hoc sciat alter, ist der Grundsatz aller französischen Gelehrten; daher die vielen Encyclopädien, und Wörterbücher, und Handbücher, und Allmanache, und portatife Wissenschaften, die in Frankreich zuerst entstanden, und leider! nur zu sehr auch in andern Ländern nachgeahmt worden sind. Man begnügt sich mit der Oberfläche, und dringt nicht bis auf den Grund. Stellen in Akademien und andere einträgliche gelehrte Stellen, erhält man dort nicht durch Verdienst, sondern durch Cabalen und Indriguen; durch Schmeicheln und Kriechen; durch Prahlen und Großsprechen; durch Verläumden und Anschwärzen; durch Weiber und Minister; durch Gönner und Freunde. Der Mann

von wahrem Genie, der seine eigene Größe kennt und fühlt, und sich zu so verächtlichen Künsten nicht herablassen kann, muß darben. a) Davon habe ich selbst ein Beispiel in Paris gesehen, das mir ewig unvergeßlich bleiben wird. Einer der größten Männer, die Frankreich hervorgebracht hat; ein Mann, dessen Kopf und Herz gleich vortreflich waren; ein Mann, der eine ganz neue Wissenschaft schuf; neue Gesetze der Natur entdeckte; und über der unaufhörlichen Beschäftigung mit seiner Lieblingswissenschaft, endlich den Gebrauch seiner Augen verlor; **Rome de Lisle**; kam nicht in die Akademie, und allen Mitgliedern derselben wurde **verboten**, ihn in ihren Schriften zu citiren; weil er, zwar sehr bescheiden, aber unwiderleglich, einen Irrthum in Büffons Schriften gezeigt hatte. Er lebte bis an sein Ende in der größten Dürftigkeit. Während meines Aufenthalts in Paris habe ich ihn beinahe täglich gesehen,

a) Quelle horrible peine a un homme, qui est sans prôneurs & sans cabale, qui n'est engagé dans aucun corps, mais qui est seul, & qui n'a que beaucoup de mérite pour toute recommandation, de se faire jour à travers l'obscurité, où il se trouve, & de venir au niveau d'un fat qui est en crédit.

LA BRUYERE.

hen, und ich bin ihm viel schuldig: nie bin ich ohne Ehrfurcht, und Bewunderung seiner Seelengröße, von ihm weggegangen. Jetzt ist er todt: sanft ruhe seine Asche! Auf seinem Grabe steht zwar kein bleibendes Denkmal; aber in meinem Herzen hat er sich selbst eins gestiftet, das nur mit mir vergehen kann. Es wurde bei ihm wahr, was Addison sagt: „daß oft gerade diejenigen „Vorzüge und Eigenschaften eines Mannes, die „ihn am ersten empfehlen sollten, seiner Beför„derung am meisten im Wege stehen.„

So sehr es an Gelehrsamkeit in Frankreich fehlt; so viel öffentliche Orte giebt es dennoch, wo dieselbe zur Schau getragen wird. Kein Land hat so viel Akademien, die alle königlich sind. Nur allein Paris besitzt folgende königliche Akademien: Eine Akademie der Wissenschaften; eine Akademie der Inscriptionen und schönen Wissenschaften; eine französische Akademie; eine chirurgische Akademie; eine medicinische Akademie; eine Akademie der Bildhauerkunst; eine Akademie der Baukunst; eine Akademie der Musik; eine Akademie des Ackerbaues; eine Akademie der Tanzkunst; a) eine Akademie der

a) Diese Akademie wurde von Ludwig dem Vierzehnten gestiftet; sie versammelt sich in einem eigenen Gebäude, und theilt Preise aus.

Fechtkunst; b) eine Akademie der Reitkunst; und eine Akademie der Schreibkunst; c) derer, die nicht königlich sind, nicht einmal zu gedenken.

Der Ackerbau ist in Frankreich im größten Verfalle, und dies läßt sich wohl in einem Lande, wo der Bauer gedrückt wird, und der Landbesitzer, von seinen Gütern entfernt, in der Hauptstadt die Einkünfte verzehrt, nicht anders erwarten. Die vornehmen und Großen in Frankreich haben für das Landleben gar keinen Geschmack; sie kennen das Vergnügen nicht, mit welchem man die Frucht eines Baumes genießt, den man selbst gepflanzt hat; sie können nicht, wie der junge

Cyrus

b) Auch diese Akademie hat Ludwig der Vierzehnte gestiftet, und derselben große Privilegien ertheilt. Jeder Fechtmeister, der Mitglied dieser Akademie ist, erhält nach zwanzig Jahren unentgeltlich einen Adelbrief für sich und seine Nachkommen. Ludwig der Vierzehnte, der so strenge Gesetze gegen die Duelle gab, belohnte dennoch so königlich die Leute, welche die Kunst, methodisch zu morden, lehren sollten.

c) Die Mitglieder dieser Akademie sind lauter Schreibmeister. Sie hält ihre Sitzungen, theilt Preise aus, hat Mitglieder und Correspondenten, einheimische und auswärtige, wie die Akademie der Wissenschaften.

Cyrus zum Lysander, sagen: Atqui ego ista sum dimensus, mei sunt ordines, mea descriptio, multae etiam istarum arborum, mea manu sunt satae. Die königliche Akademie des Ackerbaues hatte im Jahre 1786, als ich Paris verließ, den magnifiquen Plan, um dem Ackerbaue in Frankreich aufzuhelfen, aus jeder Art Feld in jeder Provinz einen Quadratschuh Erde ausgraben, die ausgegrabenen Quadratschuhe nach Paris bringen, und daselbst **chymisch** untersuchen zu lassen. Ich wünschte der Akademie (deren Sitzungen ich oft beiwohnte, und unter deren Mitgliedern sich viele vortrefliche Männer befinden, die ich unter meine Freude zu zählen das Glück habe) zu einem so erhabenen Vorsatze Muße und Zeit, bemerkte aber dabei, daß es mir besser schiene, wenn die Akademie das Geld, was die chymische Untersuchung und der Transport so vieler Quadratschuhe des Erdbodens kosten würde, den gedrückten Bauern gäbe. Man hielt dies für einen witzigen Einfall, lachte darüber — und ließ das Projekt fahren.

Was die Sitten in Frankreich betrift: so scheint es mir nicht nöthig, mich dabei lange aufzuhalten. Einiges habe ich schon oben, als ich vom Nationalcharakter der Frankreicher sprach,

berührt

berührt, und das übrige ist in Deutschland zu sehr bekannt, als daß ich es für möglich halten könnte, etwas Neues und Eigenes zu sagen. Nur über die **Weiber** in Frankreich, und das Verhältniß beider Geschlechter gegen einander, sey es mir erlaubt, einige Beobachtungen mitzutheilen. Dabei bemerke ich aber im voraus, daß alles, was ich hier sage, nur von den höhern Classen, von Damen vom Stande, Charakter und Ton, zu verstehen sey. Die niedern Classen zu schildern, fühle ich keinen Beruf; sie sind sich überall gleich, und die Verworfenen sind in Frankreich noch verworfener, als anderswo. Deutsche Reisende, die keine andere kennen lernten, als diese, haben sie uns außerdem bis zum Ekel treu und wahr beschrieben.

Ich glaube nicht, daß es für den Philosophen, den Menschenforscher und den Geschäftsmann ein interressanteres und lehrreicheres Studium geben kann, als den Charakter der Damen vom Rang und Stande in Frankreich. Durch sie geschieht Alles, und ohne sie geschieht nichts. Sie setzen Minister ab und setzen Minister ein; sie regieren das Schicksal von Frankreich, oft von Europa; sie bilden den Neuling, und überlisten

den

den Erfahrnen; sie lehren Weisheit, Klugheit und Menschenkenntniß, und sind auch für den größten Menschenkenner zu weise und zu klug; sie sind geschwätzig, und dennoch verschlossen; sie sagen alles, nur nicht was man gern wissen möchte; entdecken sie ein Geheimniß, so wollen sie eins herauslocken; sie spielen alle Rollen gleich glücklich, gleich natürlich; sie sprechen selten von sich, und doch niemals anders, als in Beziehung auf sich selbst; einen Unerfahrnen in die Welt zu führen, und einem Erfahrnen zu beweisen, daß seine Erfahrung nichts ist, dies sind die beiden großen Gipfel ihrer Kunst; Empfindung haben sie nicht, und Liebe kennen sie nicht, und doch sprechen sie von nichts so gerne, als von Liebe und Empfindung; sie sind eiskalt, und scheinen beständig zu glühen; auf den ersten Blick unterscheiden sie den Mann, der mit ihnen umgeht, sie sehen, was er ist, und was er werden kann, und welche Rolle sie ihm in ihrem Hofstaate anvertrauen können; sie scheinen nie zu beobachten, und beobachten unaufhörlich; sie scheinen sich um nichts zu bekümmern, und bekümmern sich um alles; sie scheinen immer offenherzig und aufrichrig, und doch kann man Jahre lang mit ihnen umgehen, ohne sie ganz kennen zu lernen. Wie **Rousseau** eben so rich-

richtig als schön sagt, „sind sie die krummen „Linien, deren Asymptote der Geschäftsmann ist: „er nähert sich ihnen beständig, ohne sie jemals „zu berühren.“ Will man in der großen Welt leben, um sich darin zu bilden, oder darin sein Glück zu machen: so muß man sie kennen, und mit ihnen umzugehen wissen; denn ohne sie geschieht, wie ich schon gesagt habe, nichts, und gegen ihren Willen irgend einen Plan durchzusetzen, davon ist gar die Rede nicht: dies hiesse, einen reißenden Strom in seinem Laufe aufhalten wollen. Bei ihnen ist die Schule der Intrigue; sie sind das Werkzeug der Kabale. Ihre Plane sind nicht kurz, nicht von heute auf morgen; sie sehen tief in die Zukunft, und lassen daher vieles geschehen, das gegen ihre Wünsche ist, das ihnen gar nicht gefällt, um, wenn der Zeitpunkt da ist, der Punkt, den die Zeit selbst mitbringen muß, auf einmal den Streich zu schlagen, zu dem sie, vielleicht Jahre lang mit unverrücktem Blicke den Arm aufgehoben hatten. Sie sind selten schön, noch seltener gut gewachsen, immer geschminkt, heftig in ihrem Betragen und in allen Bewegungen, und daher einem feinfühlenden Manne allemal unausstehlich. Sanftmuth, Unschuld, Bescheidenheit, Weiblichkeit, trift man bei ihnen

gar

gar nicht an. In der Jugend sind sie spröde und gelehrt; im Alter galant und bigott. Sie ändern im Alter ihren Geschmack, wie Friedrich der Große; und vielleicht aus eben der Ursache. Friedrich liebte die Musik über alles, er widmete ihr vierzig Jahre lang, wenn er nicht im Felde war, täglich vier Stunden, fand aber in den letzten Jahren s-ines Lebens gar keinen Geschmack mehr daran, — weil er seine Vorderzähne verloren hatte, und die Flöte nicht mehr blasen konnte; a) er liebte die Musik nur so lange, als er selbst mitspielen konnte, nachher verlor er den Geschmack daran: so auch die französischen Damen!

Der Mann von Erziehung, vom Rang und von Stande in Frankreich, der beständig in der großen Welt lebt, theilt alle verheirathete Frauenzimmer (unverheirathete bleiben im Kloster, bis sich Jemand um sie bewirbt) in vier Classen; in die Pruden, die Koketten, die Zärtlichen, und die galanten Damen. Unsere Uebersetzer, welche die große Welt gar nicht kennen, übersetzen diese Kunstausdrücke allemal unrichtig: es sey mir da-

a) Diese Anekdote erzählt Hr. Kapellmeister Reichardt. Man sehe *Burney's* history of Music.

daher erlaubt, dieselben so kurz als möglich zu bestimmen. Eine **Prude**, heißt eine Dame, die sich nicht in den Weltton schickt, zurückhaltend ist, in Gesellschaft wenig spricht, nur für ihren Mann lebt, und Zucht und Ehrbarkeit liebt; mit einem Worte, die schätzbare Matrone. Unter dieser Classe findet man in Frankreich Damen von vortreflichem Kopfe und dem besten Herzen. Eine **Kokette** heißt diejenige, welche nur darum zu gefallen sucht, um bewundert zu werden, welche jedem, der sich ihr nähert, glatte Worte giebt, jedem verspricht, und keinem gewährt; unter diese Classe gehören gemeiniglich die jungen und schönen Damen. Eine **Zärtliche** (femme tendre) heißt diejenige, welche nur Einen Liebhaber hält, und wenn dieser verabschiedet ist, einen andern wählt, aber immer nur Einen. In diese Classe gehören vorzüglich die Damen vom mittlern Alter. Eine **galante** Dame endlich wird diejenige genannt, welche mehrere Liebhaber zu gleicher Zeit hat. Mit dem Worte **Liebhaber** verbinde ich keinesweges einen unedlen oder groben Sinn; davon ist hier die Rede nicht, sondern ich will damit bloß das ausdrücken, was man in Italien Cicisbeo, Cavaliere servente, nennt. Der Mann hat seine Geschäfte, er kann nicht zu jeder

der Stunde seiner Frau zu Gebote stehen, um sie dahin zu begleiten, wohin sie zu gehen wünscht; und gehen muß sie dennoch; allein gehen kann und darf sie nicht, sie wählt sich daher, mit Bewilligung des Mannes, einen Begleiter. Niemals werden in einem solchen Verhältnisse, wie das ist, von dem ich hier spreche, die Schranken der Ehrbarkeit überschritten; der Liebhaber ist bloß allein der Vertraute, und sobald er mehr wird, ist er schon dadurch entlassen, und das Verhältniß hört eben so auf, als wenn es gar nie da gewesen wäre. Gemeine Leute beurtheilen solche Verhältnisse immer unrichtig, aber der Mann von Welt in Frankreich trügt sich nie; er denkt nie Böses, so lange das Verhältniß fortdauert, aber sobald es aufhört, weiß er, daß es zu weit gegangen seyn muß; denn ihm ist aus langer Beobachtung bekannt, daß es nachher unmöglich lange fortdauern kann. Nirgends ist Ehebruch in den höheren Ständen seltener, und nirgendwo ist der Schein desselben häufiger, als in Paris.

In den Gesellschaften der Pariser Damen, in ihren kleinen und großen Cirkeln, wird über den Werth neuer Bücher geurtheilt, süße Romane und artige Gedichte werden vorgelesen, die

Neuigkeit des Tages wird erzählt, und die scandalöse Chronik wird geschmiedet. In diesen Gesellschaften werden eine Menge sonderbarer und auffallender Geschichten erfunden, welche am folgenden Tage ganz Paris erfährt, und die man um so viel eher glaubt und für wahr hält, je unglaublicher und wunderbarer sie sind. Leichtgläubigkeit ist ein Hauptzug im Charakter des Pariser, er zweifelt nie; und die Kunst, ihm eine Lüge, so ungereimt sie auch seyn mag, für Wahrheit aufzudringen, besteht nur darin, daß man dieselbe recht dreist behaupte: wagte es doch Cagliostro, als er in der Bastille saß, in seiner Rechtfertigungsschrift, sich für einen Magus auszugeben; zu erzählen, wie er in Malta geboren, in den egyptischen Pyramiden erzogen, durch alle Theile der Welt gereist, und endlich, aus Liebe zu den Frankreichern, nach Paris gekommen sey; um dort wohl zu thun, und sein Geld zu verschwenden. Ich befand mich damals in Paris, ich kam in viele Gesellschaften, und beinahe durchgängig hörte ich, daß man dieses Feenmährchen für eine wahre Geschichte hielt. Je wunderbarer und unglaublicher die Erzählung ist, habe ich gesagt, desto wahrscheinlicher findet man dieselbe, und desto schneller glaubt man sie; dieses

ses ist in der That buchstäblich wahr. Feine Betrüger, die das menschliche Herz kennen, und ihre Rolle im Großen zu spielen vorhaben, machen sich diese Bemerkung zu Nutze, und erreichen ihren Zweck; nicht dadurch, daß sie etwas Außerordentliches, sondern dadurch, daß sie etwas schlechterdings Unmögliches zu thun versprechen. Die Leute in der großen Welt, die Vornehmen, Großen und Reichen, haben ihre Gefühle schon so sehr abgestumpft, daß nur die allerstärkste Erschütterung auf sie wirken kann. In alten Zeiten brauchten sie, um sich diese Erschütterung zu verschaffen, Gladiatoren und Giftmischer, in neueren Zeiten thun diesen Dienst, Trauerspiele, Stiergefechte, das Boxen in England, Grahams himmlisches Bette, die Convulsionen des Abbe Paris, Goldmacherkunst, Geistersehen, Magnetismus, Cagliostro, und endlich, wenn der Verfall aufs höchste gestiegen ist, wie jetzt in Frankreich, Königsmord. Dieses ist der letzte Punkt. Wenn man einmal soweit kommt; dann bleibt weiter nichts mehr übrig, als daß sich eine solche Nation unter sich selbst ermorde; daß das Schwerdt des Vaters gegen den Sohn, und das Schwerd des Sohns gegen den Vater sich kehre; daß das Weib den Mann, und der Mann

das Weib umbringe; daß Bürgerblut den Erdboden dünge, damit er einer künftigen bessern Generation, als die Gegenwärtige ist, desto reichlicher Früchte bringen möge. Wenn das Morden vorüber ist, wenn der Bürgerkrieg aufgehört hat, dann entsteht, wie die Geschichte lehrt, in einem solchen Lande Ruhe — Ruhe und Stille, wie sie in einer Gegend herrscht, über welche die Pest mit ihrem vergifteten und verheerenden Hauche hingezogen ist.

Da ich einmal der Leichtgläubigkeit der Frankreicher, und des ihnen eigenen Hanges erwähnt habe, das Unglaubliche glaubwürdig zu finden: so sei es mir vergönnt, ein paar Worte über eine Geschichte zu sagen, die sehr viel Aufsehen gemacht hat — die Geschichte der eisernen **Maske**. Ich setze voraus, daß meine Leser mit Allem bekannt sind, was über diese sonderbare Geschichte geschrieben ist. Daß ich es wage, über einen Gegenstand, worüber so viele, und zum Theil so gelehrte und so berühmte Männer, geschrieben haben, eine eigene Meinung zu vertheidigen, wird man vielleicht vermessen, und die Meinung selbst wird man paradox finden. Immerhin, wenn man dieselbe nur

wenigstens einer Untersuchung würdigt. Meine Meinung ist also — daß die ganze Geschichte Erfindung eines müssigen Kopfes, zu Belustigung des leichtgläubigen Publikums, oder vielleicht Erfindung eines Staatsmannes, zu irgend einem wichtigen Zwecke, ist. Es läßt sich aus physischen und medicinischen Gründen darthun, daß ein Mann, dessen Gesicht beständig mit einer mit Sammt gefütterten eisernen Maske bedeckt wäre, nicht, ohne an seiner Gesundheit zu leiden, lange leben könnte. In den Registern der Bastille kommt von einem solchen Gefangenen gar nichts vor; es geschieht seiner keine Erwähnung. Und wer hat denn diese Geschichte zuerst erzählt? Voltaire, der so zuverlässige Voltaire! Er selbst sagt, a) niemand habe vor ihm diese Anekdote erzählt, und er habe sie von einigen Höflingen erfahren (qu'il la tenoit des gens de cour). Hier sagt er schon eine Unwahrheit; denn er hat die Geschichte aus einem politischen Romane genommen. b) Dies ist der Ursprung der Erzählung

 und

a) Siecle de Louis XIV. Questions sur l'Encyclopédie.

b) Mémoires secrets pour servir à l'histoire de Perse. 1729.

und alles authentische, was wir davon wissen. So viel Mühe man sich auch in der Folge gegeben hat, über diese Geschichte etwas auszufinden; so viel Mühe sich selbst der Staatsminister Malesherbes gab, dem alle Archive, nicht nur der Bastille, sondern des ganzen Königreiches, offen standen; so wenig fand sich dennoch, aller Bemühungen ungeachtet, irgend ein Umstand, der die Wahrheit derselben bestätigte; alles beruht auf dem, was Voltaire, ohne den geringsten Beweis, erzählt. Die Erzählung hat indessen vor einiger Zeit durch die, von dem Abbe Giraud Soulavie herausgegebene, Lebensgeschichte des Marschalls von Richelieu neues Interesse erhalten. Der Herausgeber hat in diese Lebensgeschichte einen namenlosen Aufsatz eingerückt, worin das Geheimniß des Mannes mit der eisernen Maske aufgedeckt seyn soll. Es wird erzählt: die Tochter des Herzogs Regenten von Orleans habe diesen Aufsatz, als den Preis einer Blutschand, von ihrem Vater, dessen Lüsten sie sich dafür überließ, erhalten, und dagegen habe sie ebendenselben Aufsatz wiederum ihrem Liebhaber, als den von ihm verlangten Preis seiner Gefälligkeiten für sie, überlassen müssen. Welch ein Gewebe von Abscheulichkeiten! Wie leicht ist

es

es möglich, daß unter solchen Umständen der ganze Aufsatz, der ja von niemanden unterschrieben ist, entweder vom Herzog Regenten: oder von seiner Tochter, oder vom Marschall untergeschoben und erdichtet worden seyn kann. Vielleicht ist er sogar vom Herausgeber erdichtet, welcher, als einer der dreistesten Großsprecher, schon lange bekannt ist, a) und der ohnehin durch das ganze Buch den Marschall Richelieu (dessen despotische Grundsätze allen, die ihnen kennen gelernt haben, be-

a) Nachdem der Abbe Giraud Soulavie von seiner Reise in die südlichen Provinzen Frankreichs zurückgekommen war, schenkte er dem königlichen Naturalienkabinette unter andern schönen Dingen auch eine versteinerte Kornähre mit folgender Aufschrift: Epi de froment pétrifié, trouvé à dix pieds sous terre. Piece rare & unique. Einer meiner Freunde, der zugegen war, als der Abbe das Geschenk überreichte, sagte zu ihm: Mais, mais, Monsieur l'abbé, comme vous y allez; l'on diroit que vous nous prenez pour des cruches. . . . Allons donc, allons, taisez-vous, sagte der Abbe, indem er ihn unterbrach, je n'ignore pas tout ce que vous pourriez me dire; mais *il veulent du merveilleux, & il est si aisé de les satisfaire.* Ein Geschichtschreiber, der nach solchen Grundsätzen handelt, kann doch unmöglich zuverlässig seyn.

kannt genug sind) wie einen Turgot, oft sogar wie einen Algernon Sidney sprechen läßt. Gesetzt aber, man wollte auch für einige Augenblicke annehmen, daß der auf so eine empörende Weise erhaltene Aufsatz wirklich authentisch sey: so läßt sich dennoch deutlich darthun, daß das darin entdeckte Staatsgeheimniß unmöglich das Geheimniß des Mannes mit der eisernen Maske seyn könne. Hiebei halte ich mich nicht auf; denn dieser Beweis ist schon anderswo ausführlich und überzeugend geführt worden. b) Worauf beruht also die Geschichte der eisernen Maske? Auf dem Zeugnisse des unbekannten und ungenannten Verfassers eines politischen Romans, auf der Erzählung Voltaires, und auf den Erdichtungen eines unzuverlässigen Schriftstellers. Wer wollte nun noch länger zweifeln, daß diese Geschichte, die gar nichts Authentisches für sich hat, eine Erdichtung sey; daß man seine Zeit verlieren würde, wenn man sie aufzuklären suchte; und daß sie, gleich der Geschichte des Kindes mit dem goldenen Zahn, sich endlich so entwickelt, daß die Thatsache, zu deren Erklärung man so viele Hypo-

po-

b) La Bastille devoilée. Neuvieme livraison p. 104.

pothesen erfunden hatte, gar nicht vorhanden war, sondern auf einem bloßen Gerüchte des Publikums beruhte. Ob die beiden Urkunden, welche der Jesuit Griffet zuerst bekannt gemacht hat, wirklich vorhanden waren, oder noch sind, und ob diese Urkunden Beweiskraft haben, darüber lassen sich noch starke Zweifel erheben. Ich halte es aber nicht der Mühe werth, mich bei einem ungegründeten Volksmärchen länger aufzuhalten.

Quand l'absurde est outré, l'on lui fait trop d'honneur
De vouloir, par raison, combattre son erreur.

LA FONTAINE.

Den Zustand von Frankreich vor der Revolution habe ich hier so kurz als möglich nach eigenen Beobachtungen geschildert, um den philosophischen Leser auf die Bemerkung zu leiten, wie nothwendig es sey, der Beantwortung der folgenden beiden Fragen seine ganze Aufmerksamkeit zu gönnen, wenn er über die französische Revolution und ihre Folgen richtig urtheilen will:

I. In wiefern war das Volk, dessen Zustand ich so eben beschrieben habe, zur Freiheit vorbereitet?

II. In wiefern kann die neue Regierungsform und die neue Staatsverwaltung, welche es nun angenommen hat, dazu dienen, es frei zu machen, und es frei zu erhalten?

Die erste Frage läßt sich aus diesem ersten Abschnitte völlig beantworten; die zweite Frage wird in den folgenden Abschnitten durch Thatsachen beantwortet werden.

Die Frankreicher hatten durch den Druck, unter welchem sie während der vorigen beiden Regierungen lebten, einen immer zunehmenden Haß und Abscheu gegen den Despotismus erhalten: aber Haß gegen den Despotismus ist noch nicht Liebe zur Freiheit; einer alten wankenden Staatsverfassung den letzten Stoß geben, heißt noch nicht eine neue aufbauen. „Eine alte un„leidliche Constitution mit der Wurzel ausrotten, „sagt ein berühmter deutscher Schriftsteller, heißt „noch gar nicht, eine neue glückliche gründen.

„Der

„Der Uebergang aus dem Despotismus zur wah„ren Freiheit ist halsbrechend. Die Geschichte „aller Staatsrevolutionen, deren wir so viele um„ständlich kennen, lehrt, daß die Völker dabei „gewöhnlich nur aus einem Despotismus in ei„nen andern gestürzt, und oft, wenigstens auf „eine Zeit lang, unglücklicher als vorhin gewor„den sind." a)

Freiheit besteht nicht darin, daß ein Volk keinen König und keinen Adel hat; nicht darin, daß es seine Gesetzgeber selbst wählt; sondern darin, „daß ein „Jeder, so lange er die Personen der übrigen „nicht beleidigt, und so lange er sie in dem ru„higen Genusse des Erwerbs ihrer Betriebsam„keit nicht stöhrt, gewiß seyn kann, selbst gleich„falls das Erwerb seiner eigenen Betriebsamkeit „ruhig zu genießen, und für seine Person völlig sicher zu seyn." b) Ein Volk aber, das einer solchen Freiheit zu genießen wünscht, muß dazu vorbereitet und gebildet seyn; eine Nation, die lange an eine sklavische Unterwürfigkeit gewohnt war,

a) Schlözers Staatsanzeigen Heft 56 S. 499.

b) *De Lolme* constitution of England. p. 245.

war, kann einen so hohen Grad von Freiheit nicht ertragen. Ein ewiges Gesetz der Natur, das eben sowohl in der moralischen als in der physischen Welt gilt, gebietet, daß alles, was fest, beständig und dauerhaft seyn soll, langsam und allmälig entstehe, und nie durch einen Sprung geschehe. Was schnell entsteht, vergeht auch schnell; was langsam wächst, wird felsenfest. Tausende von Pilzen schießen in Einer Nacht auf, und zerfließen des andern Tages in Schleim, während die majestätische Eiche durch Jahrtausende fortwächst, und dann den Stürmen und den Elementen trotzt. „Völker, „welche einmal an Herrscher gewöhnt sind, kön„nen dieselben nicht mehr entbehren. Versu„chen sie das Joch abzuwerfen; so entfernen „sie sich nur desto mehr von der Freiheit: denn, „indem sie eine zügellose Ausgelassenheit, wel„che ihr gerade entgegen gesetzt ist, für die „Freiheit selbst halten, so gerathen sie beinahe „immer, durch ihre Revolutionen, in die Hände „von Verführern, welche ihnen noch schwerere „Ketten auflegen, als sie vorher trugen." *)

„Frei-

*) J. J. *Rousseau* Discours sur l'inégalié.

„Freiheit, sagt ein vortreflicher Schriftsteller, „Freiheit ist nicht eine Pflanze, die schnell auf„schießt; Zeit allein kann ihr Kraft geben. Sie „faßt nur Wurzel in einem Erdreich, das ihr an„gemessen ist; und soll sie blühend und bleibend „seyn, so muß sie sorgfältig gepflegt, und vor „den Gefahren, von denen sie beständig umgeben „ist, mit unablässiger Aufmerksamkeit geschützt „werden. Aber wie sie zu schützen, wie sie zu „pflegen sey; dieß können die Menschen allein „durch Erfahrung lernen: eine Art von Erfah„rung, mit welcher diejenigen, die unter einer „absoluten Monarchie zu leben gewohnt gewesen „sind, bekannt zu werden kaum Gelegenheit ge„habt haben können. Vergeblich wird daher eine „Regierungsform, welche darauf abzielt, einem „Volke Freiheit zu geben, bei demselben einge„führt werden, wenn es nicht vorbereitet ist, „dieselbe zu erhalten. Kaum noch der Knechtschaft „entgangen, kann es schwerlich die Freimüthig„keit der Denkungsart, die Größe der Seele, „und den muthigen Geist besitzen, welche vielleicht „nur das Gefühl von Unabhängigkeit einflößen „kann, und welche doch so nothwendig sind, um „die Uebereinstimmung zwischen dem Charakter „des Volks und dem Wesen einer freien Regie-

„rungs-

„rungsform hervorzubringen, ohne welche Ueber„einstimmung eine solche Regierungsform nicht „lange bestehen kann.“ a)

Drei Klassen von Menschen haben vorzüglich dazu beigetragen, die Revolution in Frankreich vorzubereiten und zu befördern; die **Wechseljuden** oder **Papierhändler** (Agioteurs), die sogenannten **Philosophen**, und die **Physiokraten** oder **Ekonomisten**. Jede dieser drei Partheien ward täglich stärker und mächtiger; jede würkte für sich, und als sie sich endlich vereinigten, konnte ihnen nichts mehr widerstehen. Die Papierhändler und die Ekonomisten arbeiteten nach ganz entgegengesetzten Grundsätzen; sie arbeiteten gegen einander. Je mehr der Geld- und Papierreichthum in Frankreich aufkam, desto weniger konnte das ekonomische System eingeführt werden; und wenn es eingeführt werden sollte, so mußte der Papierhandel nothwendig aufhören. Das Interesse dieser beiden Partheien war sich dem zufolge gerade entgegengesetzt; aber bald fand sich ein Punkt, in welchem das Interesse beider zusammentraf, wodurch unter ihnen eine Vereinigung zu einem gemeinschaftlichen Zwecke entstand. Dieser

a) *Sheridan* history of the revolution in Sweden. p. 139.

ser Punkt war die Aufhebung der Klöster und die Einziehung der Güter, welche der Geistlichkeit zugehörten. Die Ekonomisten wollten auf diese Weise eine große **unfruchtbare** a) Klasse von Menschen ausrotten, die ihnen zugehörigen Güter aus ihren Händen nehmen und der **produktischen** Klasse übergeben. Die **Papierhändler** hingegen hatten bei Einziehung der geistlichen Güter die Aussicht zu neuen Spekulationen und neuem Papiergelde und die Hoffnung, einen Staatsbankerott, der sie alle zu Grunde gerichtet hätte, zu verhüten. Beide hatten dem zufolge ein gemeinschaftliches Interesse gegen den Adel und die Geistlichen. Zu ihnen gesellten sich nun auch noch die Philosophen, denen es bloß allein um Ausrottung der christlichen Religion und um Aufhebung aller Geistlichen zu thun war. Diese Vereinigung dreier so mächtiger Sekten war die erste Veranlassung zur Revolution, und wenn man die Beschlüsse der Nationalversammlung mit philosophischem Auge durchliest: so wird man darin eine sonderbare Mischung von ökonomischen, philosophischen und pa-

a) Ich bediene mich dieser Kunstausdrücke, weil ich voraussetze, daß der Leser mit dem System der Ekonomisten bekannt sey.

papierhändlerischen Grundsätzen finden. Alles wird deutlich, wenn man diese Bemerkung beständig gegenwärtig behält. Das ekonomische System, ob es gleich, wie Smith behauptet, nicht vollkommen ist, ist dennoch unter allen Systemen der politischen Oekonomie dasjenige, welches der Wahrheit am nächsten kommt. Es beruht auf dem schönen Grundsatze der vollkommensten Gerechtigkeit, und der vollkommensten Freiheit. Es ist ein schönes, großmüthiges, gerechtes, erhabenes System. Statt daß sonst jede Nation einen Kordon um ihre Gränzen zieht, und allen ihren Nachbarn zuruft: über diese Gränze sollt ihr nicht kommen, wenn ihr verbotene Waaren bei euch führt; und verboten ist alles, was bei euch die Natur oder die Kunst hervorbringt; alles dieses dürft ihr in unser Land nicht einführen, oder, wenn ihr es einführen wollt, so müßt ihr schweren Zoll bezahlen. Statt dessen sagt eine Nation, welche die Grundsätze der Ekonomisten befolgt, zu ihren Nachbarn: Gott setzte uns alle auf die Erde; euch auf jenen, uns auf diesen Fleck Landes; bei euch wächst, was wir nicht haben, und bei uns wächst, was euch fehlt, laßt uns also unsere Waaren umtauschen; Handlungsstädte und Seehäfen stehen euch bei uns offen;

offen; bringt was ihr wollt, so viel ihr wollt, und auf welche Weise ihr wollt, und fordert dagegen von uns, was ihr zu haben wünscht; nichts ist verboten; alles ist frei, so wie Gott und die Natur es machte; die Worte Einschränkung, Handelsverbot, Kontrebande, und andre ähnliche sollen in unserem freien Lande nicht gehört werden. Der Erfinder dieses schönen und menschenfreundlichen Systems war der Arzt **Quesney**. Seine zahlreichen Nachfolger und Anhänger haben an dem von ihm erfundenen Systeme nichts geändert, sondern es, so wie er es gab, angenommen. Einige derselben sprechen von ihrem Stifter mit eben dem Enthusiasmus, mit welchem Lukrez vom Epikur sprach. Der **Marquis von Mirabeau**, einer der berühmtesten Vertheidiger des ökonomischen Systems, sagt: „Seit „dem Anbeginne der Welt haben vorzüglich drei „große Erfindungen den politischen Gesellschaften „Festigkeit gegeben, obgleich außer diesen noch „mancherlei andere Erfindungen, sie bereichert „und ausgeschmückt haben. Die erste ist die Er„findung der Schreibkunst, welche allein der „menschlichen Natur das Vermögen giebt, ihre „Gesetze, ihre Verträge, ihre Annalen und ihre „Entdeckungen unverändert mitzutheilen. Die

„zweite ist die Erfindung des Geldes, durch „welches alle Verhältnisse zwischen civilisirten „Gesellschaften zusammengehalten werden. Die „dritte ist die ekonomische Tabelle, das „Resultat aus den beiden ersten, welches bei„de vollständig macht, indem es ihren Gegen„stand vervollkommnet; dieses ist die große Ent„deckung unsers Zeitalters, deren Früchte un„sere Nachkommen einerndten werden.“

Das ekonomische System war so sehr dem über ganz Europa von allen Staaten angenommenen politischen Plane (dem System der Handlungsbalanz) entgegen, und enthielt so paradoxe Sätze, daß es mehr eine glückliche Spekulation, als ein ausführbares Staatssystem zu seyn schien. Die ganz ungegründeten und falschen Begriffe von Handlungsbalanz, vom Gelde, als einziger Reichthum und nicht als bloße Waare betrachtet diese Begriffe und eine Menge anderer, die ihnen untergeordnet waren, machten die Grundlage der Verhältnisse aller Europäischen Staaten, das Wesen ihrer Traktaten, Friedensschlüsse und Handlungsverbindungen aus. Ueberall war es darauf abgesehen, viel Geld einzunehmen und wenig davon auszugeben, um desto mehr im Lande behalten zu können. Ueberall war dieß

der Plan und nirgends gelang er. Das Geld schlüpfte, wie eine Schlange, durch die Hände des Staatsmanns und entgieng ihm, ehe er es noch gefaßt hatte. Das ökonomische System, welches weit richtiger und konsequenter war, blieb dem spekulativen Denker, und das System der Handlungsbalanz dem praktischen Staatsmanne. Es war auch, noch vor zwanzig Jahren, nicht einmal der Anschein vorhanden, daß das ökonomische System jemals großen Einfluß auf die europäischen Staatsgeschäfte haben würde. Es schien nicht wahrscheinlich, daß irgend eine große Nation den Versuch machen sollte, durch freiwillige Trennung von ihren Kolonien; durch Vernachlässigung des Handels und der Schiffahrt; durch Eröffnung ihrer Städte und Seehäfen für alle Völker der Welt; durch Aufhebung der Mauthhäuser; durch Abschaffung der Zölle und Abgaben, die den Handel betrafen; durch Gleichmachung aller Menschen unter sich; durch Verzicht-thun auf Eroberungen; und ohne andere Staatseinkünfte als eine Landsteuer; es war nicht wahrscheinlich, sage ich, daß irgend eine große Nation den Versuch machen sollte, durch so neue, und, wie sie den Staatsmännern scheinen mußten, so unsinnige Mittel, groß, reich und glück-

lich

lich zu werden. Smith sagte, noch 1786, also vor vier Jahren: „Dasjenige System, welches „die Produkte des Erdbodens für die einzige Quelle „der Einkünfte und des Reichthums eines Staa„tes hält, ist, soviel ich weiß, nie von einer Na„tion angenommen worden, und es ist bis jetzt „nur noch in den Spekulationen einiger wenigen „gelehrten und verständigen Männer in Frankreich „vorhanden. Es wäre in der That nicht der Mühe „werth, ausführlich die Irrthümer eines Systems „zu widerlegen, welches niemals in irgend einem „Theile der Welt Schaden aufgerichtet hat, noch „wahrscheinlich anrichten wird." Wie wenig ist aber diese politische Voraussagung erfüllt worden!

Das ökonomische System hat nicht nur in Frankreich sehr viele Anhänger, sondern die Zahl derselben ist auch in England sehr groß und nimmt täglich zu. Daran ist der amerikanische Krieg vorzüglich Schuld. Der Ausgang dieses Krieges hat deutlich bewiesen, was für ein großer Gewinn für England der Verlust der amerikanischen Kolonien war. Handlung und Schiffahrt sind seit diesem Kriege auf einen weit höhern Grad gestiegen, als sie jemals vorher in England gewesen waren. Die großen Unkosten, welche die Erhaltung der Kolonien dem Mutterlande verursachte,

ha-

haben aufgehört, und die ungeheure Summe, welche in dem Handel mit den amerikanischen Kolonien steckte, ist jetzt diesem entzogen und zu Aufmunterung inländischer Manufakturen, oder zu dem Handel mit europäischen Ländern verwandt worden. Auf diese Weise wird dieselbe Summe nun in einem Jahre zwei- drei- und mehrmal umgekehrt, welche vorher, in dem Handel mit Amerika, oft in drei Jahren nur einmal umgekehrt wurde. In England giebt es schon eine große Anzahl politischer Denker, die sehnlichst wünschen, daß es möglich seyn möchte, die westindischen Kolonien und auch Ostindien aufzugeben. Aber der Plan der engländischen Regierung ist diesem Systeme ganz entgegen; denn sie legt neue Kolonien bei den Antipoden und neue Handlungskontore unter den Nordamerikanischen Wilden an.

Auch in Deutschland hat das ökonomische System viele Anhänger, und was mir wirklich bemerkenswerth scheint, ist, daß Kaiser Joseph der Große den Grundsätzen dieses Systems, wie aus einigen seiner letzten Verordnungen erhellt, sehr günstig war, ob er gleich wohl einsah, daß das System in seinem ganzen Umfange einzuführen unmöglich seyn würde. Folgende Stelle Jo-

sephs scheint mir völlig im Geiste der Oekonomen geschrieben. „Der Grund und Boden, den „die Natur zu des Menschen Unterhalt angewie„sen hat, ist die einzige Quelle, aus welcher „alles kommt, und wohin alles zurückfließt, und „dessen Existenz, trotz allen Zeitläuften, beständ„dig verbleibet. Aus dieser Ursache ergiebt sich „die untrügliche Wahrheit, daß der Grund allein „die Bedürfnisse des Staats ertragen, und nach „der natürlichen Billigkeit kein Unterschied ge„macht werden kann." a)

Ob es möglich ist, daß eine Nation wie die französische, deren Nationalcharakter, Sitten und Denkungsart in dem gegenwärtigen Abschnitte beschrieben worden sind, fähig seyn kann, ein so schönes und einfaches System als das ökonomische ist, welches von ihrer bisherigen Denkungsart so sehr abweicht, anzunehmen, dies muß die Zeit lehren; ich glaube es nicht. „Wir dürfen nicht „fürchten, sagt Burke, daß die Geldhändler sich „mit der Landwirthschaft abgeben werden. In un„seren

a) Kaiser Josephs des Zweiten eigenhändige Schrift über seine neue Steuer.

„seren Zeiten sind diese Herren zu klug dazu. Im „Anfange mag vielleicht ihre zarte und empfäng„liche Einbildungskraft von den unschuldigen und „uneinträglichen Süßigkeiten des Hirtenlebens ein„genommen seyn; aber bald genug werden sie „finden, daß der Ackerbau ein weit mühsameres „und viel weniger gewinnbringendes Gewerbe ist, „als das welches sie verlassen haben. Sie wer„den, gleich ihrem großen Vorläufer und Vor„bilde, dem Landleben eine Lobrede halten, und „dann demselben den Rücken zukehren. Vielleicht „werden sie im Anfange gleich ihm singen:

Beatus ille, qui, procul negotiis,
Paterna rura bobus exercet suis,
Solutus omni foenore.

„Aber wie wird sich dieß endigen?

Haec ubi locutus foenerator Alphius,
Jam jam futurus rusticus;
Omnem relegit Idibus pecuniam.
Quaerit Calendis ponere.

„Sie werden die Kasse der Kirche, unter der „heiligen Aufsicht des Bischofs von Autun, weit

„besser anbauen, als die Weinberge und Korn„felder derselben. Sie werden ihre Talente so an„wenden, wie es ihre Gewohnheit und ihr eig„ner Vortheil erheischt; und sie werden nicht dem „Pfluge folgen, so lange sie über Schätze die „Aufsicht haben oder Provinzen beherrschen können."

Zweiter Abschnitt.

Entfernte Ursachen, welche die Revolution allmählig vorbereiteten.

Ludwig der Vierzehnte. Ludwig der Funfzehnte. Ludwig der Sechszehnte. Königin von Frankreich. Cardinal Rohan. Halsbandsgeschichte. Anekdoten von Ludwig dem Sechszehnten. Neckers Leben und Charakter. Joly de Fleury. Dormesson. Calonne als Finanzminister. Notabeln. Herr von Brienne. Herr von Lamoignon als Siegelbewahrer. Streit der Minister mit den Parlamentern. Erste Weigerung derselben, und Verlangen, daß die Stände des Reichs zusammenberufen werden möchten. Verweisung des Pariserparlaments nach Troyes. Beschimpfungen, welche der Graf von Artois vom Pariser Pöbel erlitt. Wiederzurückberufung des Parlaments. Neue Weigerungen desselben. Ausschreibung des Anlehens, gegen den Willen des Parlaments. Verweisung des Herzogs von Orleans. Neuer Plan des Principalministers und des Siegelbewahrers; der Plan der Cour pleniere. Despremenil entdeckt das Geheimniß, und wird in Verhaft genommen. Briennes Entlassung. Lamoignons Ent-

lassung

lassung und tragischer Tod. Despotische Grundsätze des Principalministers, im Contrast mit den Grundsätzen, welche Heinrich der Vierte, Friederich und Joseph hatten. Politische Betrachtungen.

Les changements d'Etats, que veut l'ordre céleste,
Ne coutent point de sang, n'ont rien qui soit funeste.

CORNEILLE.

Funfzig Jahre lang ertrug die französische Nation den despotischen Stolz und die Intoleranz des Hofes Ludwigs des Vierzehnten. a) Der Glanz seines

a) Ludwig der Vierzehnte war, durch wiederholtes und übertriebenes Lob seiner Schmeichler, schon so sehr gegen alle feineren Lobeserhebungen fühllos geworden, daß nur die gröbsten Schmeicheleien, die offenbar ins Lächerliche fielen, und bei denen ihn die Höflinge zum Besten hatten, noch einigen Eindruck machen konnten. Mansard, der Oberaufseher der Gebäude Ludwigs, ließ in den Planen, welche er dem Könige vorlegte, die gröbsten und auffallendsten Fehler stehen, so daß sie der König bei dem ersten Anblicke entdeckte und ihm zeigte. Dann stellte sich Mansard, als wäre er vor Bewunderung ganz ausser sich, und rief aus: „Der König ist in allem gleich groß, und versteht mehr von der

seines Reiches blendete die Frankreicher so sehr, daß sie ihre Ketten nicht sahen. Während der Minderjährigkeit Ludwigs des Funfzehnten stieg Zügellosigkeit der Sitten und Verschwendung am Hofe aufs höchste, und Laws berühmtes Projekt gab dem Handel und dem Credit der Nation einen Stoß, von welchem sie sich noch bis jetzt nicht ganz erholt haben. Dieses Projekt erweckte zuerst in Frankreich den Geist des Papierwuchers (agiotage), welchem das Reich seinen Ruin zu danken hat. Als Ludwig der Funfzehnte zur Regierung kam, überließ er sich bald einer gebieterischen Maitresse, die Stellen und Pensionen nach Willkühr austheilte; Generale ernannte, die vom Kriege nichts

der Baukunst, als die geschicktesten Baumeister!" Der berühmte Portraitmaler Mignard malte Ludwig den Vierzehnten sehr oft. Als er den König zum zehntenmal malte, fragte Ludwig: „Mignard, bin ich seit dem letztenmal, da Sie mich malten, älter geworden?" — „Ja, Sire, antwortete der Maler, ich sehe einige Schlachten mehr auf der Stirne Euerer Majestät!" Wie sind doch die Großen so klein, die an so abgeschmackten Schmeicheleien Vergnügen finden können? und was für armseelige Leute, die auf solche Weise schmeicheln? Jede wahrhaft große Seele schmeichelt nie, und haßt Schmeicheleien eben so sehr als Beleidigungen.

nichts verstanden; und Minister, welche von der Regierungskunst nichts wußten. Und in den letzten Jahren seines Lebens, wie traurig war nicht da der Zustand Frankreichs? Ein schwacher König saß auf dem Thron, welcher, mit der Weichlichkeit eines asiatischen Despoten, die Grausamkeit eines Caligula verband. Bald beraubte er sich seiner Sinne durch Wein; bald lag er in den Armen der gemeinsten Dirnen; bald belustigte er sich an dem Anblicke des gehäuften Goldes und Silbers, das er in einem besondern Zimmer des Schlosses aufbewahrte, und, durch Beraubung des königlichen Schatzes, täglich vermehrte. Er bestahl sich täglich selbst, um seinen Geitz zu befriedigen. Dies waren seine Beschäftigungen; so verfloß sein Leben; bis er endlich an den Folgen seiner Ausschweifungen starb. Am Ende seiner Regierung drängte sich eine feile Buhlerin, aus den Vorstädten von Paris, bis auf die Stufen des Throns; sie schickte die Minister weg, welche die ganze Nation schätzte; und unterstützte diejenigen, welche der Nation verhaßt waren. Wollüstig hingestreckt, auf einem Sopha, im Innern des Pallastes, überredete sie den vor ihr stehenden und von ihren, halb bedeckten halb sichtbaren, Reizen bezauberten König, die Parlamenter, welche die Nation für

ihre

ihre Schutzgötter ansah, aufzuheben, die Glieder derselben zu zerstreuen, und an die Gränzen des Königreichs ins Exilium zu schicken.

Nachdem dieser Despot den Thron verlassen hatte, kam Ludwig der Sechszehnte, der jetzige König der Frankreicher, an seine Stelle. Ein König von gemässigten Grundsätzen, von einfachen Sitten, und von vortreflichem Herzen; schwach und furchtsam, aber gerecht und gut. Gleich in den ersten Jahren seiner Regierung zeigte er sich als einen guten König, dem das Wohl seiner Unterthanen am Herzen lag, der Gerechtigkeit liebte, und der es sich zum Geschäfte machen zu wollen schien, sein Reich glücklich zu machen. Er setzte die aufgehobenen Parlamenter wieder ein, und rief die verwiesenen Parlamentsglieder wiederum zurück. An seiner Seite saß, auf Frankreichs Thron, die erhabene Monarchin, die, ungeachtet aller der Verläumdungen, welche Neid, Haß und Kabale gegen sie ausgestreut haben, dennoch über alle diese Nachreden sich erheben, und in der Geschichte unter der Reihe unglücklicher, und eines bessern Schicksals würdiger Königinnen, eine glänzende Stelle einnehmen wird. Diese schöne und ausgebildete Königin (ich kopire dieses Gemälde nach

dem sehr gut getroffenen Portrait eines französischen Mahlers), diese schöne Königin, durch die erhabenste Herkunft von dem Schicksale ausgezeichnet, und mit den auserlesensten Gaben, mit allen körperlichen und geistigen Grazien, von der Natur geschmückt, würde, in einem ruhigern Zeitpunkte, auch bei einer weniger galanten Nation, als die Französische ist, von allen, die sich ihr zu nähern das Glück gehabt hätten, nicht nur verehrt, sondern beinahe angebetet worden sein; man würde die Bewunderung, welche ausgezeichnete Vollkommenheiten und eine erhabene Geburt allemal erwecken, ihr nicht haben versagen können. Aber so außerordentliche, so seltene Eigenschaften, erwecken in Zeiten, in welchen der Partheigeist herrscht, nur verläumderische Nachreden, und hämische Anspielungen, welche die Bosheit kleinen und niedrigen Seelen eingiebt, die dadurch den Einfluß so großer Vollkommenheiten zu verhindern, und sich selbst, durch Erniedrigung anderer, zu einem eingebildeten Ansehen zu erheben wähnen.

In ihrer frühen Jugend, zu einer Zeit, wo sie mit den Intriguen der Höfe noch unbekannt war, dazu bestimmt die Hofnung aller, der Gegenstand der ausgesuchtesten Schmeicheleien, und die Person

son zu seyn, von welcher der Ehrgeiz die beneidungswürdigste Erfüllung seiner Pläne erwartete, darf man sich nicht wundern, daß die gewöhnlichen Folgen des gekränkten Ehrgeizes auf sie zurückfielen. Daher wurde ihre Herablassung der Leichtsinnigkeit; ihre Umgänglichkeit sträflichen Leidenschaften zugeschrieben. War sie zurückhaltend, so hieß dies Verachtung gegen die Nation, welche sie so sehr geehrt hätte: war sie zuvorkommend gegen gebildete und gelehrte Personen, so schloß man daraus, sie verachte alle, denen diese Vorzüge fehlten. Diejenigen sogar, welche sehr leicht die Schwachheiten des **Weibes** ihr würden verziehen haben, weil diese in ihren Augen nur unbedeutende Fehler waren, vergaben ihr niemals die leicht zu bemerkende Anhänglichkeit für die Nation, unter welcher sie geboren war, und den Vorzug, den sie derselben vor derjenigen gab, welche sie zur Königin erhoben hatte. Dies war ein Verbrechen, das durch kein Opfer gebüßt, und, auch durch geduldiges Ertragen der gröbsten Beschimpfungen, nicht ausgeglichen werden konnte. Man hielt es für den Gipfel von Undankbarkeit; für eine Wirkung der Thorheit und des Stolzes.

Aus unleugbaren Thatsachen erhellt, daß das System des Hofes zu Versailles, welches von jeher auf ein auszeichnendes Uebergewicht in den europäischen Staatshändeln, hinzielte seit einiger Zeit, in Rücksicht auf die Mittel zu diesem Zwecke, sich verändert hatte. Ludwig der Vierzehnte suchte das Uebergewicht durch sein Schwerd zu erhalten, seine Nachfolger hingegen befolgten den, weniger in die Augen fallenden aber tiefer wirkenden Plan, der Intriguen und Bestechungen. Aber die Pracht des Hofes; der übertrieben verschwenderische Hofstaat der Königin und der Prinzen; die Räubereien der Minister; und andere Ausgaben, verzehrten das Capital, das zu diesem elenden Plane bestimmt war. Geschlossene Bündnisse; gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn aufgewiegelte Unterthanen; und die übrigen untergeordneten Räder dieser zusammengesetzten Maschine, verlangten Ressurcen, denen die ungeheuer großen Produkte der Nation, bei aller ihrer Größe, dennoch nicht angemessen waren. Dazu kam noch die vorgebliche Ablenkung der Staatseinkünfte in fremde Kanäle, und die Unterstützung der Projekte des Hauses Oesterreich, des natürlichen Nebenbuhlers von Frankreich, dessen Verbindung mit Rußland nicht allein die allerungemessensten Aussichten von Erobe-

rungen

rungen und zu erwerbenden Reichthümern im voraus schon versprach, sondern zugleich den Projekten Frankreichs unüberwindliche Schwierigkeiten zu übersteigen darbot.

So mannigfaltige und wichtige Gründe reizten endlich die Gemüther derer, die schon durch Bedrückungen und Gewaltthätigkeiten so sehr gebeugt waren, als sie nur zu ertragen vermögend schienen; diese Gründe gaben sogar den sträflichsten Planen einen Anstrich von Rechtmäßigkeit. Sie bewafneten den Arm des rachesuchenden Mörders gegen die geheiligte Person Ihrer Majestät, welcher, auf die ungerechteste Weise, Verbrechen zur Last gelegt wurden, an denen sie gar keinen Antheil hatte, sondern die bloß allein Folgen der Nation eigenen, Eitelkeit und ihrer Träume von künftiger Größe waren. In dieser schrecklichen Krise (deren genauere Umstände ich unten erzählen werde), als die lang verhaltene Verzweiflung des gedrückten und im Elende versunkenen Volkes bereit war, gegen den Thron auszubrechen, und Geheiligten und Profanen, Schuldigen und Unschuldigen, ohne Unterschied, den Untergang drohte, war die Königin die Einzige, die mit der, großen Seelen eigenen, Verachtung

der Gefahr, dem sie nähernden Sturme trotzte, und das armselige Mittel, in der Flucht Sicherheit zu suchen, mit Verachtung von sich abwies. Hätte sie ihre heldenmüthigen Gesinnungen den erhabenen Flüchtlingen mittheilen können, die bei Annäherung der Gefahr zitterten; dann würde Vermessenheit in Ehrfurcht zurückgeschreckt worden seyn, und die Insolenz des Pöbels hätte sich in Ergiessung loyaler Ausrufungen verwandelt.

Ich habe sie gesehen, diese schöne Königin, ich habe sie, vor vier Jahren, in aller ihrer Schönheit und in vollem Glanze gesehen, und wenn ich mich an das erinnere, was sie damals war, und bedenke, was sie jetzt ist: so kann ich mich nicht enthalten, mit gerührtem Herzen, wie **Burke** zu sagen: „Ich sah die Königin von Frank„reich vor siebzehn Jahren; damals war sie noch „Dauphine. Ich sahe sie zu Versailles; und „gewiß leuchtete nie ein schöneres Gestirn auf un„serem Erdballe, den sie kaum zu berühren schien. „Damals ging sie eben über den Horizont auf, „schmückend und erfreuend die erhabene Bahn, „welche sie zu durchlaufen anfieng. Voller Le„ben, voller Glanz, und voll Freude, schimmerte „sie wie der Morgenstern. Aber ach! welch eine

„Re-

„Revolution! und welch ein Herz müßte ich ha-
„ben, wenn ich ungerührt eine solche Erhöhung
„und einen solchen Fall sehen könnte! Wie we-
„nig ließ ich mir träumen, als sie sich der Ver-
„ehrung sowohl, als einer entfernten, schwärme-
„rischen, ehrfurchtsvollen Liebe würdig machte,
„daß sie jemals sich genöthigt sehen sollte, das
„bittere Gegengift des Unglücks in ihrem schö-
„nen Busen verschlossen zu tragen. Wie wenig
„ließ ich mir träumen, daß ich noch erleben sollte,
„eine solche Reihe von Unglücksfällen sie treffen
„zu sehen, und unter einer galanten Nation, un-
„ter einer Nation, wo so viele Männer von Ehre,
„so viele Cavaliers waren. Eher hätte ich ge-
„glaubt, zehn tausend Schwerdter müßten aus
„ihrer Scheide springen, um auch den Blick zu
„bestrafen, der sie zu beleidigen drohen könnte. —
„Aber die Ritterzeiten sind vorbei. — Die Zeiten
„der Sophisten, der Oekonomisten, und der Rech-
„ner sind auf jene gefolgt, und Europas Stolz
„ist auf immer verlöscht. Niemals mehr, nie-
„mals werden wir jene großmüthige Anhänglich-
„keit an Rang und Geschlecht, jene stolze Unter-
„werfung, jenen würdigen Gehorsam, jene Un-
„terwürfigkeit des Herzens erblicken, welche, so-

„gar in der Knechtschaft, den Geist einer erha„benen Freimüthigkeit aufrecht erhielt.

Was die französische Nation am meisten gegen die Königin aufbrachte, war die berühmte Halsbandgeschichte. Man bediente sich dieser Geschichte, um dem Volke einen unauslöschlichen Haß gegen die Königin beizubringen. Man verdrehte alle Umstände, um die Wahrheit zu verdunkeln, und, leider! erreichte die Bosheit nur zu sehr ihren Zweck. An der Halsbandgeschichte war die Königin (wie heutzutage selbst die wüthendsten Demokraten in Frankreich zugeben müssen) ganz unschuldig. Es ist noch nicht bewiesen, daß sie von der ganzen Verhandlung auch nur den kleinsten Umstand gewußt habe; und wußte sie etwas davon, so bestand ihre Schuld in einer leicht verzeihlichen Unbesonnenheit, aber in keinem Verbrechen. Im Jahre 1786, zu der Zeit, als dieser berühmte Prozeß bei dem Parlamente anhängig gemacht war, befand ich mich gerade zu Paris, und hielt mich daselbst sehr lange auf. Ich kam in Gesellschaften aller Art, von solchen, in welchen Heilige-Geist-Ritter, und Ducs und Pairs von Frankreich zugegen waren, bis in solche, wo Gelehrte und Schöngeister, statt der Abendmahlzeit, ein Glas Limonade austranken. In allen diesen

Ge-

Gesellschaften machte der berühmte Prozeß den vorzüglichsten Gegenstand des Gesprächs aus. Man sprach sehr verschieden, aber überall sehr frei darüber, und nach sorgfältiger Vergleichung alles dessen, was ich davon gehört hatte, wurde die Sache, in meinen Augen, so klar, daß mir über den eigentlichen Hergang derselben kaum mehr ein Zweifel übrig blieb. Jetzt ist dieser Hergang dem feineren pariser Publikum bekannt genug. Hieher gehörte diese Geschichte zwar eigentlich nicht: dennoch aber kann ich mich nicht enthalten, die Hauptumstände dieses interessanten Prozesses anzuführen. Da die Geschichte bisher, so viel ich weiß, noch nirgendwo so zuverlässig und umständlich erzählt worden ist, als ich dieselbe hier erzählen werde, so darf ich wohl hoffen, meinen Lesern durch diese Erzählung keine Langeweile zu verursachen. Der Cardinal Rohan, welcher die Hauptperson spielte, ist ein äußerst gutmüthiger und wohlthätiger, aber auch zugleich ein äußerst schwacher Mann. Böses zu thun, vorsetzlich Böses zu thun, ist er in aller Rücksicht, unfähig: aber er ist eine von den Schaafsseelen, welche sich selbst überreden, daß sie auch dann gut handeln, wenn ihre Handlungen wirklich böse sind. Er hat keinen eigenen Willen, keine Grundsätze; immer folgt er dem Eindrucke

des gegenwärtigen Augenblicks, oder dem Rathe derer, die um ihn sind, und denen er sein Zutrauen schenkt. Von dem Umfange seiner Geistesfähigkeiten mag dieses ein Beweis seyn, daß er, als er Gesandter am Wiener Hofe war, zu der Zeit, da die Theilung in Pohlen vorgieng, von der ganzen Sache, bis sie geschehen war, nichts bemerkte, nichts vermuthete, und dadurch seinen Hof vor ganz Europa lächerlich machte. Diese Gesandschaft nach Wien war überhaupt die Quelle alles Unglücks, welches den guten Cardinal in der Folge seines Lebens betroffen hat. **Breteuil** war schon zum Gesandten ernannt. Seine heimliche Instruktion bestand darin, die Heurath des Dauphins mit der Tochter der Maria Theresia zu negociiren. Er war eben im Begriffe abzureisen, als der Cardinal, durch die Cabalen seiner Familie, welche diese Heurath zu hintertreiben suchte, und eine Verbindung mit Sardinien wünschte (mit welchem Hause die Rohans, wenn ich nicht irre, verwandt sind), als der Cardinal, sage ich, an Breteuils Stelle, zum Gesandten nach Wien ernannt wurde. Breteuil mußte zurückbleiben, und war, von diesem Augenblicke an, des Cardinals unversöhnlicher Feind. Nun reiste der Cardinal nach Wien, und statt, wie ihm aufgetragen war, die

die Heurath zu negociiren, wandte er alles an, um dieselbe zu hintertreiben. Er schrieb sogar an Ludwig den Funfzehnten eigenhändige Briefe, worin er über die jetzige Königin grobe Unwahrheiten und fein erdichtete Verläumdungen zu schreiben wagte. Aber seine Maaßregeln waren zu kurz: die Heurath kam dennoch zu Stande, und Ludwig der Funfzehnte verwahrte die Briefe des Cardinals in seiner Schatulle auf. Die Königin erfuhr, daß Briefe dieser Art vorhanden wären, und sobald Ludwig todt war, ließ sie diese Schatulle sogleich wegnehmen. Sie öfnete dieselbe, las die Briefe, und war, wie man sich leicht vorstellen kann, über den Cardinal sehr erbittert: doch dachte sie zu groß, um wegen einer Beleidigung, deren Ahndung sie weit unter ihrer Würde hielt, sich zu rächen. Ludwig der Sechszehnte wurde König, und der Cardinal kam, so wie vorher, von Zeit zu Zeit nach Hofe. Die Königin unterhielt sich zwar nur selten mit ihm, sie gab ihm zu verstehen, daß sie ihn haßte, doch aber beleidigte sie ihn nicht. So hätte der Cardinal noch lange und ungestört leben können: zum Unglück aber wurde er mit dem abgefeimtesten Betrüger und Bösewicht unsers Jahrhunderts, mit Cagliostro, in Strasburg bekannt. Cagliostro sah bald, was für einen Mann er vor sich

hatte, und ward in kurzer Zeit der unzertrennliche Vertraute des Cardinals. Er versprach, Gold zu machen, und das war es eben, woran es dem Cardinal, der mehrere Millionen schuldig war, fehlte; er rief Geister aus der Unterwelt hervor, und dies war für den Cardinal ein neuer, stark erschütternder Zeitvertreib; er besaß das Geheimniß, Liebestränke, oder Philtra, zu verfertigen, wodurch man sich nach Gefallen die Liebe eines jeden Frauenzimmers erwerben konnte, und ein solches Mittel war dem Cardinal (der den Umgang mit dem andern Geschlechte, bei erschöpftem Körper, und erschöpfter Börse, nur noch aus Gewohnheit fortsetzte) nunmehro unentbehrlich geworden. So lebte Cagliostro mit dem Cardinal, und hielt diesen zwischen Furcht und Hofnung so meisterhaft hin, daß der Cardinal, ohne seinen Rath, gar nichts mehr zu thun wagte. Der Versuch mit dem Liebestranke wurde an Cagliostros Frau zuerst gemacht; und man kann sich leicht vorstellen, daß er vortreflich gelang. Cagliostro gieng mit dem Cardinal nach Paris, und erhielt dort, da er unter Protektion eines so hohen Gönners erschien, bald ein sehr großes Ansehen. Dies war aber nicht alles, was er wollte; er suchte Geld, und auch dazu fand sich bald genug eine Gelegenheit. Der Cardinal,

dinal, dessen mildthätige Güte allgemein bekannt war, hatte sehr oft Besuche von Personen, welche die Noth zu ihm trieb, und die er auch selten ohne Unterstützung weggehen ließ. Auf diese Weise kam im Jahre 1781 eine gewisse Dame **de la Motte** zu ihm, die aus einer alten Familie herstammte, aber in das tiefste Elend versunken war. Er gab ihr Geld aus Mitleiden, und bezahlte eine beträchtliche Summe, welche sie dem Juden **Cerf Beer**, in Strasburg, schuldig war. Kaum waren diese Schulden bezahlt, als sie aufs neue zu borgen anfing, und aufs neue in das Elend gerieth aus welchem sie der Cardinal kaum gezogen hatte. Dieser Zustand daurte fort, bis zum Jahre 1784, wo die Noth sie aufs äußerste trieb. Nun fing sie an, sich ihres listigen und ränkevollen Charakters zu bedienen, um sich Geld zu verschaffen. Den ersten Probeversuch machte sie an dem Cardinal von Rohan, ihrem Wohlthäter. Sie kannte die unglaubliche Schwäche, und die gutmüthige Leichtgläubigkeit dieses Prälaten. Den Plan dazu legte sie sehr fein an. Sie erschien auf einmal unter einer neuen Gestalt. Sie schafte sich ein Kabriolet und Pferde an; fuhr nach Versailles, und zurück; gab vor, mit der Königin genau bekannt zu seyn; flüsterte ihren Freunden und

Hausgenossen, über diese Bekanntschaft, ganz sonderbare Dinge ins Ohr; erzählte einige Umstände von den geheimen Unterredungen, welche sie mit der Königin halte; zeigte, mit Geheimnißvoller Mine, Briefe, von denen sie vorgab, daß sie, von der Königin, an sie geschrieben wären; und bezeichnete in diesen Briefen einige auffallende Ausdrücke. Sie behauptete, daß sie in kurzer Zeit mit Ehrenstellen und Glücksgütern überhäuft seyn werde; und daß ihrer Protektion und ihrem Vorworte, bei der Konigin, künftig nichts zu schwer seyn könne. Diese fein gesponnene Geschichte erzählte sie im May 1784 auch dem Cardinal; auch ihm zeigte sie die vorgeblichen Briefe von der Königin, weil ihr wohl bekannt war, daß der Cardinal die Handschrift der Königin nie gesehen hatte, und folglich den Betrug nicht entdecken konnte. Zugleich stellte sie ihm ihre vertraute Bekanntschaft mit der Königin als das sicherste Mittel vor, ihn mit derselben auszusöhnen. „Gern „will ich, setzte sie hinzu, aus Dankbarkeit für „Ihre Wohlthaten, dieses große Werk unterneh„men." Der leichtgläubige Cardinal, der eine Aussöhnung mit der Königin sehnlichst wünschte, ergrief begierig diesen Funken von Hofnung, und drang täglich in die Gräfin, ihr Versprechen zu erfüllen.

erfüllen. Endlich, seiner Zudringlichkeiten müde, sagte sie zu ihm, im Sommer 1784, „die Köni„gin geht an den kühlen Sommerabenden oft, „in Begleitung ihrer Hofdamen, im Park zu Ver„sailles spatzieren; finden Sie Sich dort ein, viel„leicht haben Sie das Glück, die tröstliche Nach„richt, daß sie Ihnen wieder ihre Zuneigung „schenke, aus ihrem eigenen Munde zu hören." Nun gieng der Cardinal alle Abende, bis in die späte Nacht, in dem Garten auf und ab. Im August 1784 kam, gegen eilf Uhr des Nachts, die Gräfin la Motte dem einsamen Spatziergänger entgegen, und sagte: „Die Königin erlaubt, daß „Sie Sich ihr nähern." Furchtsam schwankt der Cardinal, an der Hand der Gräfin, vorwärts, und findet eine Dame, deren Gesicht durch eine große Haube, die sie trug, ganz versteckt war, und die man ihm als die Königin ankündigte. Diese vorgebliche Königin sagt: „Sie dürfen hof„fen, daß das Vergangene vergessen seyn wird." Kaum sind diese Worte ausgesprochen, als schon eine Stimme die Ankunft des Grafen und der Gräfin von Artois ankündigt. Der Cardinal zieht sich zurück, dankbar, zufrieden und entzückt, und verläßt den Garten, in Gesellschaft der Gräfin. Das Frauenzimmer, welches die Rolle der Kö-

nigin

nigin spielte, war ein Freudenmädchen aus dem Palais Royal. Sie hieß Oliva, und war dazu, wie sie nachher selbst gestand, von der Gräfin la Motte gedungen, unterrichtet, nach Versailles und zurückgebracht, und, für den geleisteten Dienst, bezahlt worden. Uebrigens war dieses Mädchen von dem Geheimniß nicht unterrichtet; sie glaubte nur zum Werkzeug eines unschuldigen Scherzes gedient zu haben. Alle diese Umstände hat die Gräfin in ihrem Verhör selbst eingestanden. Von diesem Augenblicke an beherschte nun die Gräfin la Motte, den Cardnal, der ihr seine Aussöhnung mit der Königin schuldig zu seyn glaubte, ganz. Alles, was sie ihm im Namen der Königin befahl, wurde eben so schnell und pünktlich ausgeführt, als ob es die Königin selbst befohlen hätte. Von dieser Gemüthsstimmung des Cardinals machte die Gräfin sogleich Gebrauch. Noch in demselben Monat (August 1784) forderte sie von ihm, im Namen der Königen, 60000 Livres, für eine unglückliche Familie, für welche sich, wie sie vorgab, die Königin interessire. Sie erhielt das Geld sogleich, und konnte den Freudenrausch, in welchem sie sich bei dem Anblicke desselben befand, sogar vor dem Ueberbringer nicht verbergen. Im November forderte sie abermals im Namen der

Königinn 100,000 Livres, zu gleichem Zwecke, und erhielt auch diese Summe. - Durch solche Mittel erworbene Güter werden gemeiniglich eben so leichtsinnig wieder verschwendet, als unüberlegt sie erhalten wurden. Bis jetzt war die Gräfin im Elend, nun hat sie Geld; und nun erscheint sie auf einmal als Dame vom ersten Range. Silbergeschirr, Juwelen, Bediente, Wagen, Pferde, werden angeschaft, Häuser gekauft, Gastmäler gegeben, und so groß auch die Summe war, welche sie erhalten hatte, so war sie doch in kurzer Zeit durchgebracht. Nun sann die Gräfin auf neue Mittel zu betrügen; und da sie voraussah, daß sie eine solche Rolle, ohne entdeckt zu werden, nicht lange würde spielen können; so war sie auf einen beträchtlichern Fang bedacht, der sie auf einmal reich machen sollte, wornach sie mit dem Cardinal zu brechen, ihm alles zu entdecken, und wegen seiner Leichtgläubigkeit über ihn zu lachen vorhatte. Dazu gab ihr das berühmte Halsband von Diamanten Gelegenheit, wovon einige Jahre vorher in Paris sehr viel gesprochen worden war. Dieses schöne Halsband, dessen Werth auf 1,600,000 Livres geschätzt wurde, war der Königin angetragen worden, und es gefiel ihr so sehr, daß sie es zu besitzen wünschte. Sie sprach darüber mit dem

Könige.

Könige. Dieser aber, seinen ökonomischen Grundsätzen getreu, antwortete: „Anderthalb Millionen „für ein Halsband? Dafür kann ich ja ein Kriegs„schiff haben; und das thut mir mehr Dienste." Von dieser Zeit an sprach die Königin nicht mehr von dem Halsbande, that auf den Ankauf desselben Verzicht, und schien es ganz vergessen zu haben. Mademe la Motte, welcher diese Umstände bekannt waren, hielt dieß für eine gute Gelegenheit, den Cardinal, unter dem Vorwande es für die Königin einzukaufen, diesen auserlesenen Schmuck bezahlen zu laßen, und denselben für sich selbst zu behalten. Nun erfand sie einen Plan, welcher in den Jahrbüchern der Intrigue Epoche macht. Am 29 December 1784 ließ sie sich von den Juwelenhändlern das berühmte Halsband zum erstenmale bringen. Man verlangt ihre Vorbitte bei der Königin. Sie stellt sich, als wenn sie mit Widerwillen sich in eine fremde Angelegenheit mische, verspricht aber endlich, was von ihr verlangt wird. Am 21 Januar 1785 macht sie den Juwelenhändlern Hoffnung zum Kaufe. Der Cardinal, welcher lange von Paris abwesend und jetzt erst zurückgekommen war, schließt endlich diesen Kauf im Namen der Königin, von welcher er durch Madame la Motte positive Befehle erhalten zu haben glaubt;

er

er übergiebt den Juwelenhändlern ein Papier, welches die Bedingungen des Kaufs enthält und unterzeichnet ist: Marie — Antoinette de France. Die Einfalt des Cardinals erscheint hier wirklich zum Bewundern groß; das listige Weib führt ihn ganz; er läßt sich in der Schlinge fangen; der alt gewordene Hofmann hat auch nicht einen Schatten von Mißtrauen. Sein Herz mag gut seyn; aber seinen Kopf hat, wie man hieraus sieht, die Natur sehr vernachlässigt. Nach sechs Monaten wird der erste Zahlungstermin bestimmt. Der Kauf ist nun geschlossen und der Cardinal im Besitze des Halsbandes. Er zeigt es Cagliostro, sagt ihm, es sey für die Königin, und eilt nach Versailles, um der la Motte diesen Schatz zu überbringen. Zitternd vor Freuden ergreift sie das Kästchen, worin das Halsband eingeschlossen ist, und sagt stammelnd: „Die Königin wartet darauf, „heute Abend soll sie es haben." Den folgenden Tag sagt sie ihm, der Schmuck sey in den Händen der Königin, und der Cardinal wünscht sich selbst Glück, eine so wichtige Negociation so glücklich geendigt zu haben. Kaum kann er es erwarten, diesen Schatz an dem schönen Halse der Königin zu sehen, und da er selbst bei Hofe nicht zu erscheinen wagt; so schickt er täglich seinen Kam-

mer-

merdiener, um zu erfahren, wie die Königin angezogen ist? und täglich antwortet der Bediente — „so wie gewöhnlich." Er geht selbst zu den Juwelenhändlern, und räth ihnen, der Königin für ihre Gnade zu danken: Schüchternheit verhindert sie aber dem Rathe zu folgen. Die Königin trägt den Schmuck nicht; der Cardinal wundert sich darüber; aber Madame la Motte erklärt ihm die Ursache, warum es nicht geschehe, und er giebt sich zufrieden. Indessen rückt der erste Zahlungstermin heran, die sechs Monate sind, am 31 Junius 1785 verflossen, und noch hat der Cardinal von der Königin kein Geld erhalten. Er geht zu den Juwelenhändlern, sagt ihnen dieses, und bittet sie inständigst, selbst an die Königin zu schreiben. Sie folgen seinem Rathe, schreiben an die Monarchin, und am 12 Julius wird der Brief der Königin übergeben. Indessen hatte die la Motte das Halsband zerstückelt. Im Märtz und April verkauft sie eine große Menge von Diamanten, und läßt sich Armbänder aus andern verfertigen, die sie liefert. Der Graf la Motte, ihr Mann, geht nach England, und verkauft auch dort Diamanten für eine beträchtliche Summe. Im Junius kommt der Graf nach Paris zurück, und er sowohl als seine Frau leben im grösten Ueberfluß.

fluß. Die arme la Motte, die noch vor einem Jahre bettelte; geht jetzt, nicht anders als mit Diamanten bedeckt, aus. Die Königin hatte am 12 Julius den Brief der Juwelenhändler mit einem Erstaunen erhalten, das sich leichter vorstellen, als beschreiben läßt. Dieser Brief war in den allerehrfurchtsvollsten Ausdrücken abgefaßt; der Kardinal Rohan war so wenig als jemand anders darinn genannt; daher konnte die Königin, die von allem nichts wußte, gar nicht begreifen, wovon die Rede sey; und dieß war auch die Antwort, welche sie den Juwelenhändlern sagen ließ. Der Kardinal erfährt dieses, erschrickt, und fängt zum erstenmal an zu zweifeln. Er giebt sich Mühe etwas von der Handschrift der Königin zu erhalten; einer seiner Freunde verschaffte ihm einige Zeilen; diese vergleicht der Kardinal mit den Papieren, welche er von ihrer Handschrift über diesen Kauf zu haben glaubt, und entdeckt den Unterschied. Indessen fängt die Sache an Aufsehen zu machen, und bekannt zu werden. Madame la Motte verläßt in Gesellschaft ihres Mannes Paris. Der unruhige Kardinal frägt Cagliostro um Rath; dieser citirt Geister, macht magische Zirkel und sucht den Kardinal zu beruhigen. Wie viel Antheil der Betrüger an der Geschichte hatte,

ist nicht ausgemacht worden; doch erhellt deutlich aus dem Prozesse, daß er sich mit Madame la Motte sehr gut verstand, und daß ein grosser Theil der Diamanten durch seine Hände gegangen war. Am 9. August erhielten die Juwelenhändler eine Audienz bei der Königin; am 12. übergaben sie dem Könige eine schriftliche Klage; und am 15. wurde der Kardinal in Verhaft genommen und nach der Bastille gebracht. Wer könnte sich enthalten, den Kardinal in dieser traurigen Lage zu bedauern? Er, der so viele Schritte gethan hatte, bloß allein in Hoffnung mit der Königin ausgesöhnt zu werden, und ihre Gnade wieder zu erlangen, erfährt nun mit Schrecken und Erstaunen, daß alle diese Schritte die empfindlichsten Beleidigungen für die Monarchin waren; Beleidigungen, für welche er nun gar keine Verzeihung mehr hoffen darf. Seinem Nachdenken in dem stillen und einsamen Gefängniß überlassen, was für traurige Stunden mußte er da nicht verleben! Der la Motte wurde nachgesetzt, sie ward gefangen genommen, aber ihr Mann entfloh nach England. Dieses ist die wahre Geschichte des gestohlnen Halsbandes, welche so viel Aufsehen über ganz Europa gemacht hat. Daß die Königin an dem Kauffe desselben und an

der

der ganzen Verhandlung gar keinen Antheil hatte, ist in dem Prozesse so deutlich bewiesen worden, daß hierüber kein Zweifel mehr übrig bleiben kann. Das Libell, welches die la Motte nachher in London gegen die Königin drucken ließ, ist durchaus falsch und erdichtet, und hat in Frankreich ihren Karakter nur noch tiefer heruntergesetzt. Staupen und Brandmarken war für ein solches Weib wahrlich eine zu geringe Strafe!

Auszeichnende Züge im Karakter Ludwigs des Sechszehnten sind, Gerechtigkeitsliebe, Sparsamkeit, Strenge in Bezahlung seiner persönlichen Schulden, und Wunsch sich zu unterrichten; seine Fehler sind, Leichtgläubigkeit, Furchtsamkeit, Unentschlossenheit und Schwäche; sein Laster, der Trunk. Nur zu oft haben ihn seine Höflinge im Rausche etwas unterschreiben lassen, das er bei dem vollen Gebrauche seiner Sinne nie würde unterschrieben haben. Vor der Revolution klagte der König immer, daß er Langeweile habe: je m'ennuye hat er mehr als tausendmal gesagt. Das Spiel haßte er; aber die Jagd liebte er, wie alle Bourbons, bis zur Leidenschaft. Er ist sehr hitzig und auffahrend, und flucht, wenn er böse ist, in Ausdrücken, deren sich auch

der geringste seiner Unterthanen nicht zu schämen hätte.

Unter einer Menge von Anekdoten, die ich, während meines ersten Aufenthalts in Paris, von Personen erfuhr, deren Stand ihnen erlaubte, sich der Person des Monarchen oft nähern zu dürfen, will ich einige anführen. Solche Züge lehren besser den Karakter kennen, als boße trockne Herzählung der Bestandtheile, aus denen derselbe zusammengesetzt ist.

Ein vornehmer Tapetenhändler zu Paris sah sich auf dem Punkte Bankerott machen zu müssen, weil er nicht Geld genug hatte, um einen fälligen Wechsel zu bezahlen, während ihm doch viele Herren des Hofes beträchtliche Summen schuldig waren, die er, aller Bemühungen ohngeachtet, von ihnen nicht erhalten konnte. In dieser Verlegenheit sah er kein anderes Mittel, als mit seinem Portefeuille nach Versailles zu reisen, um vom Könige einige Tage vor Verfall des Wechsels Aufschubbriefe (lettres de sursis) zu erhalten, welche der König, zufolge eines seiner Vorrechte, jedem Schuldner geben kann. Er kommt nach Versailles, dringt bis in das Königliche

Vor-

Vorzimmer, spricht mit dem ersten Kammerdiener des Königs, erklärt ihm sein Anliegen, und bittet vor den König gelassen zu werden. Der Kammerdiener weist ihn auf eine unhöfliche Weise ab, sagt ihm, er müsse seine Schulden bezahlen, der König habe andere Geschäfte, als die Klagen eines bankerotten Kaufmanns anzuhören! Der Tapezierer bittet, beschwört den Kammerdiener ihn zu melden, stellt ihm die traurige Lage vor, in welcher er sich mit seiner Familie befinde, aber umsonst. Indessen kommt der König durch einen Zufall aus seinem Zimmer, sieht einen Mann in heftigem Gespräche mit seinem Kammerdiener, und ist neugierig zu wissen, wovon sie sprechen. Er ruft den Kammerdiener, und frägt nach dem Gegenstande des Gespräches. „Sire, antwortete dieser „es ist ein Mann, der seine Gläubiger nicht be„zahlen kann, und von Ihnen Aufschubsbriefe „verlangt.„ — „Nein! sagt der König, das „geht nicht, man muß seine Schulden bezah„len.„ — „Aber (antwortete Thierry der „Kammerdiener) er hat doch einige Gründe.„ — „Nun dann, so laß ihn hereinkommen.„ Der König nimmt das Portefeuille, durchblättert es, findet darinn verschiedene Schuldverschreibungen von den Großen seines Hofes; unter andern eine

 von

von 80,000. Livres, vom Kardinal Rohan. Diese nimmt der König heraus, steckt sie in seine Tasche, und schreibt eigenhändig ein Billet an den Finanzminister, dem Vorweiser sogleich 80,000. Livres zu bezahlen. Der Tapetenhändler geht dankbar weg. Am folgenden Morgen läßt der König den Kardinal kommen. „Sie sind mein „Schuldner, Herr Kardinal, sagt er lachend.„ „Ja, Sire, ich weiß es, ich bin Ihnen alles, „was ich bin und habe, schuldig, und erkenne „Ihre Wohlthaten gegen mich.„ — „Ganz „wohl! Herr Kardinal, aber das ists nicht, „was ich meine; Sie sind mir Geld schuldig.„ — „Geld? Sire, das wüßte ich nicht.„ — „Kennen Sie diese Handschrift?„ (indem zieht der König die Schuldverschreibung aus seiner Tasche.) Der Kardinal antwortet bestürzt: „Ja, Sire, sie „ist von mir.„ — Eh bien! ich habe den Mann „bezahlt, und nun sind Sie mein Schuldner, und „gegen das Ende dieser Woche will ich mein „Geld haben.„ Der Kardinal sah sich genöthigt in aller Eile nach Paris zu reisen und das Geld zusammenzuborgen.

Während des lezten Krieges hatte der König, ohne daß man es wußte, ganz für sich, die eng-

ländische Sprache gelernt, und sich die engländischen Zeitungen kommen lassen. Als man ihm die unglückliche Schlacht des Admirals de Grasse verbergen wollte, fieng er zuerst davon an zu sprechen; denn er hatte die Nachricht in den engländischen Zeitungen schon gelesen.

Vor einigen Jahren las der König Cooks Reise, und darüber kam er auf den Gedanken auch eine solche Reise machen zu lassen. Er schloß sich in sein Kabinet ein, entwarf selbst den Plan zu einer Reise um die Welt, übergab denselben dem Marschall de Castries, damaligen Minister des Seewesens, und sagte dabei, es sey ein Plan zu einer Reise um die Welt, der ihm von jemand wäre übergeben worden, er möchte denselben untersuchen. Der Marschall dachte, es werde ein Projekt seyn, wie so viele andere, und ließ den Plan liegen. Nach einiger Zeit fragte der König den Minister, was er von dem Plane halte? „Sire, ich habe ihn noch nicht untersucht.„ — „Nun so untersuchen Sie ihn dann.„ Nach einigen Tagen fragte der König abermals. Der Marschall antwortete: „Sire, der Plan ist, im „Ganzen genommen, recht gut, nur hie und da „ist etwas daran zu ändern.„ — Nun, so

„ muß ich Ihnen sagen, Herr Marschall, daß „ der Plan von mir ist.„ Eben diesen Plan hat der unglückliche Herr de la Peyrouse befolgt, der mit seinen Schiffen, seiner Mannschaft, und seinen vielen und wichtigen Entdeckungen zu Grunde gieng, ohne daß man noch bis jetzt hat erfahren können, in welchem Meere ihm dieses traurige Schicksal widerfahren ist.

In den ersten Jahren seiner Regierung berief Ludwig der Sechszehnte zu Verwaltung der Finanzen den Mann, welcher von der Vorsehung dazu bestimmt war, die Revolution vorzubereiten, ich meine Necker.

Necker ist der Sohn eines Professors in Genf, der ihm eine sehr gute Erziehung gab. Schon in seinen jüngern Jahren zeichnete er sich durch seine Fähigkeiten aus und gewann auf der Schule sehr oft den Preis. In seinen Jünglingsjahren schrieb er Lustspiele und kleine Gedichte. Noch sehr jung kam er in das Handlungshaus eines Onkels, des Herrn Vernet zu Paris, nachher als Handlungsbedienter zu dem reichen Banquier Thelusson, mit einem sehr kleinen Gehalt. Er lebte ordentlich, war fleißig, gedultig und rech-

rechnete vortrefflich. Durch diese Eigenschaften erhob er sich bis zu der Stelle des ersten Handlungsbedienten seiner Herren, die ihm endlich einen Antheil an ihrer Handlung überließen. Bei seiner ökonomischen Art zu leben, bei der Menge und bei dem glücklichen Fortgang seiner Geschäfte, nahm sein Vermögen beträchtlich zu. Im Jahr 1765. heirathete er Mademoiselle Curchod, die Tochter eines schweizerischen Landpredigers; eine Dame von feinem Verstande und von vortrefflichem Herzen. Von dem beständigen Rechnen und Geldzählen abgemattet, las Necker des Abends gute Schriften, und machte selbst kleine Aufsätze, in denen er seinen Styl nach großen Mustern bildete. So lebte er, als die Akademie eine Lobschrift auf Colbert zur Preisfrage aufgab. Eine solche Preisfrage aufzugeben, hieß verlangen, daß der, welcher den Preiß zu gewinnen Anspruch machen wollte, fähig seyn müsse, das verwickelte Gewebe der Finanzverwaltung auseinander zu legen, und in seine ersten Fäden aufzulösen. Necker schrieb und trug im Jahr 1773. den Preis davon, den er auch wohl verdiente. Seine sehr gut geschriebene Abhandlung über einen Gegenstand, den niemand vorher kannte, und über welchen die Akademie selbst, nur in Rücksicht auf

den Vortrag und die Sprache, aber nicht in Rücksicht der Sache, zu urtheilen fähig war, machte großes Aufsehen. Dazu kam noch das Verdienst, daß er Winke und Vorschläge angab, wie den in Verfall gerathenen Finanzen am besten aufzuhelfen seyn möchte. Die scheinbare Auseinandersezzung von Dingen, die so verwickelt waren, daß sie gar nicht auseinander gesetzt werden konnten; die anscheinende, in ein Chaos gebrachte Ordnung; das auf einen finstern Gegenstand geworfene trügerische Licht; die akademische Zierlichkeit, mit welcher die Schrift geschrieben war; die Antithesen, mit denen sie ausgeschmückt, und der selbstgefällige Witz, mit dem sie hin und wieder verbrämt war; verbunden mit dem Nimbus, den die Preismedaille um sie her verbreitete; alles dieses zusammen genommen, verschaffte Neckers Schrift einen großen Ruf, und ihm selbst eine Menge Bewunderer. Neckers Preisschrift war der allgemeine Gegenstand aller Gespräche. Rousseau, der damals oft ins Caffee de la Regence zum Schachspiele kam, wurde zu der Ehre, welche sein Landsmann erhalten hatte, Glück gewünscht. „Er hat, antwortete Rousseau, über einen un„bekannten Gegenstand geschrieben, und hat zu „beweisen gesucht, daß er den Knoten aufzulö-

„ sen im Stande sey; daran hat er wohl gethan,
„ denn das wird sein Glück befördern: übrigens
„ mag daran glauben, wer da will. Seine nei-
„ dischen Gegner verstehen auch nicht mehr davon
„ als er, und deraisonniren nicht so gut.„ Bald nachher schrieb Necker eine Abhandlung über den Kornhandel, wovon in einem Monate vier Auflagen gedruckt wurden. Von dieser Zeit an ward Necker für den ersten spekulativen Banquier in Frankreich gehalten. Der Herzog von Orleans suchte bald darauf seine Gesellschaft und bahnte ihm den Weg zu der Stelle eines Finanzministers. Kaum war Necker an dieser Stelle, als er die Banquiers und die Generalpächter von allen Seiten einschränkte. Sie hatten ihn, als er noch Handlungsbedienter war, beleidigt, und nun rächte er sich an ihnen. Das konnte niemand besser thun als er, dem alle ihre geheimen Schliche bekannt waren. Das Publikum, welchem die ganze Bande der Finanziers von jeher, wegen ihres Stolzes und Uebermuthes, verhaßt gewesen war, klatschte Neckern lauter Beifall zu, und so hatte er das Vergnügen, sich bewundert zu sehen, indem er weiter nichts als seine Privatrache zu befriedigen dachte. Er wiederholte aber zu gleicher Zeit so oft, daß er großmüthig, uneigennützig

sey, und daß er bloß allein zum Besten des Staats arbeitete, daß endlich niemand mehr daran zweifelte. Neckers Seele ist keine von den großen, vielumfassenden, entfernte Folgen im voraus berechnenden, planvollen, zur Herrschaft über andere geschaffenen Seelen. Zum Herrschen fehlt es ihm an Menschenkenntniß; denn wie hätte er die, im Kontor, auf der Wechselbank sich erwerben sollen. Sein thätiger, aber eingeschränkter Geist, war zwar gewohnt, Zahlen, aber nicht Ideen zu verbinden; die Regel de Tri war die einzige, ihm geläufige, syllogistische Form, und alle Gegenstände, auf welche diese Schlußform nicht paßte, lagen außer seinem Gesichtskreise. Dies fühlte er wohl. Er konnte es sich selbst nicht verbergen, daß er aus der ihm bestimmten Laufbahn herausgerissen worden war, und daß er zum Finanzminister keine Talente hatte. Indessen hielt er doch die eben so unerwartete, als alle seine Hoffnungen übersteigende Erhebung für eine Folge seines Verdienstes, und fieng seit diesem Augenblicke an sich selbst zu bewundern. Der bisher bescheidene Necker wurde nunmehr unerträglich stolz. Seine Eitelkeit, seine Prahlerei, seine eingebildete Größe, und die Verachtung, womit er auf alle Plane, die nicht von ihm selbst herkamen, herabsah, machten ihn bald

allen

allen, die um ihn waren, unerträglich: um so viel mehr, da er am Hofe lebte, und gar nicht die mit Höflichkeit verbundene Unerschrockenheit besaß, die den Mann von Welt so vorzüglich charakterisirt, sondern vielmehr bei allen Gelegenheiten die stammelnde Schüchternheit eines im einsamen Studierzimmer lebenden Gelehrten zeigte. Dieß vergab man ihm noch; aber seine unermüdete Arbeitsamkeit; die Aengstlichkeit in Erfüllung seiner Pflichten; und mehr als alles andere, die unerschütterliche Rechtschaffenheit, mit welcher er die Finanzen verwaltete, machten ihn am Hofe nicht nur lächerlich, sondern auch verhaßt. Bis jetzt war der königliche Schatz gleich den Gefäßen der Danaiden gewesen, was auf einer Seite hereinkam, floß auf hundert andern wieder heraus. Es war eine Quelle, aus welcher jeder zu schöpfen sicher war, der nur den Zutritt zu derselben erlangen konnte. Unter Neckern wurde es anders. Er hielt richtige Rechnung über Einnahme und Ausgabe, über Gläubiger und Schuldner, und wenn Geld in der Kasse vorhanden war, so schenkte er es nicht weg, sondern legte es, so lange er es nicht nöthig hatte, an den Zins. Ein solches Verfahren war am Französischen Hofe noch nie erhört worden. Necker, als Banquier, war gewohnt

wohnt jährlich einmal eine Rechnung über Gewinn und Verlust zu machen. Das that er nun auch als Finanzminister; daher erschien der berühmte Compte rendu, ein Werk, das unglaubliche Wirkung that. Es öffnete der Nation die Augen über ihr erstes und wichtigstes Interesse, über die Staatseinkünfte und deren Anwendung. Schon die Bekanntmachung einer solchen Jahrrechnung schien vorauszusetzen, daß der König der Nation über die Anwendung der Einkünfte des Staats Rechnung abzulegen schuldig sey, und daß er dieses erkenne und künftig thun wolle. a) Dieß war aber gar nicht Neckers Zweck. Er wollte

a) Daß jeder Fürst schuldig sey, seinen Unterthanen über die Anwendung der Einkünfte des Staats Rechnung abzulegen, behauptete auch Joseph, der große, so sehr verkannte Joseph, dem erst die Nachwelt Gerechtigkeit wird wiederfahren lassen. Er sagt in seiner eigenhändigen Schrift über seine neue Steuer: „Der Landesfürst in „einem monarchischen Staate hat über die „Verwendung der öffentlichen Einkünfte, „nach seiner Ehre und Gewissen, und Pflichten, dem Allgemeinen Red und Antwort „zu geben.“ Und, in seiner eigenhändigen Schrift über die Staatsverwaltung, sagt Kaiser Joseph der Große: „Ich erwäge „hiebei — — — daß außerdem der Monarch nichts verschwenden, die Abgaben „auf

wollte bloß sich ein Denkmaal stiften, ganz Europa beweisen, wie sehr er den Ruf eines großen Finanzministers verdiene, und wie leicht es ihm werde, Einfachheit und Ordnung in die allerverwickeltsten Geschäfte zu bringen. Dabei war die Bilanz so gezogen, wie sie allenfalls der Buchhalter eines wankenden Handlungshauses ziehen würde, das täglich dem Bankerott fürchtet, und durch eine ungetreue Darstellung seiner Fonds sich Kredit zu verschaffen sucht: denn es ist leider! heut zu Tage, mehr als zu gewiß bewiesen, daß dieser Compte rendu nicht richtig war. Eine andere Absicht Neckers scheint gewesen zu seyn, durch seine Ruhmredigkeit und sein ewiges Pochen auf Tugend und Rechtschaffenheit, sein Ansehen

zu

„ auf die leichteste und wohlfeilste Art er-
„ heben, und den Staat in allen seinen
„ Theilen zu bedienen trachten soll, wofür
„ er dem Allgemeinen und jedem Indi-
„ viduum Rechenschaft zu geben schuldig
„ ist. — — Sollte er aber nach hin-
„ länglicher Versehung der Monarchie, in
„ allen ihren Theilen, etwas Ansehnliches
„ in den Ausgaben ersparen können: so ist
„ er schuldig, es in der Einnahme durch
„ Nachlassung zu vermindern, weil der Bür-
„ ger nicht für den Ueberfluß, sondern nur
„ für das Bedürfniß des Staats beitragen
„ soll. „

zu erhalten und dem Staate Credit zu verschaffen; aber nur persönlichen Kredit; Kredit, der dauren sollte, so lange er die Rechnung führte, und aufhören, sobald er seine Stelle verlassen hätte. So erhält oft ein Handlungshaus, bei dem man sich auf die Rechtschaffenheit des Buchhalters oder Handlungsführers verläßt, sehr lange seinen Kredit, den es sogleich verliert, sobald ein anderer die Stelle einnimmt. Alles dieses aber sah man nicht. Man fand den Gedanken neu, schön und groß, und abermals wurde Necker bewundert und gepriesen über eine Handlung, von welcher er so großes Lob gar nicht erwartet hatte. Dieß trug nicht wenig dazu bei, seiner Eitelkeit und seiner Ruhmredigkeit einen neuen Schwung zu geben. Er hielt sich nun in vollem Ernste für einen großen Staatsmann, da er doch im Grunde nur ein großer Rechner war. Er glaubte alles zu können und alles fordern zu dürfen. Er forderte daher für seine Frau ein Tabouret im Staatssaal der Königin, unter den Herzoginnen, und für sich eine Stelle im Staatsrathe, und diese Forderungen stürzten ihn. Er verlor seine Stelle. Nach seiner Entlassung verließ Necker Frankreich und gieng in sein Vaterland, die Schweiz, zurück. Dort kaufte er die Baronie **Coppet**, im

Kanton

Kanton Bern. Diese Baronie, die schönste und größte in der Schweiz, liegt an dem Ufer des Genfersees, in der reizenden Gegend, die einen Rousseau und Voltaire begeisterte. Viele Jahre lang gehörte diese Baronie meiner Tante, der Baronesse **Locher von Coppet**, und wurde nach ihrem Tode, da sie unverheirathet starb, von ihren Erben an den Baron de Smeth, einen holländischen Banquier, verkauft, der dieselbe nachher an Herrn Necker abtrat. Nicht ohne Rührung dencke ich an die glücklichen Jugendjahre zurück, welche ich in der Nähe dieses schönen Schlosses verlebt habe. Oft setzte ich mich an einem schwülen Sommerabende, mit Rousseaus Heloise, oder Oßians Gedichten in der Hand, auf einen dieser reizenden Hügel, betrachtend die untergehende Sonne die sich im Wasser des Sees spiegelte, und deren letzte Strahlen noch die Gipfel der, mit ewigem Schnee bedeckten, savoyschen Gebürge rötheten. Oft saß ich da, bis mich der fallende Thau und die einbrechende Dämmerung zum Aufstehen nöthigten; hörte dann, auf meinem einsamen Rückwege nach Hause, die Harfe des Barden ertönen, und sah seine luftigen Geister in Riesengestalten um mich herschweben. Jetzt seyd ihr verflossen, ihr glücklichen Jahre, voll unschuldiger Freuden,

voll froher, seelenerhebender Empfindungen; ihr seyd dahin, und mit euch zugleich alle die Wünsche, die Plane, die Hofnungen, die Träume, die Aussichten, die Projekte, die mir damals so leicht auszuführen schienen, die ich aber jetzt, mit der Welt näher bekannt, leider, für Chimären erkennen muß! Hier, in eben dieser reizenden Gegend, schrieb nun Necker, in der Einsamkeit, sein Werk **über den Einfluß religiöser Meynungen**; eine Schrift, die man mit Vergnügen liest, auch dann, wenn man mit dem Verfasser über das Resultat seiner Untersuchungen nicht einverstanden ist.

Nachdem Necker Paris verlassen hatte, trauerte die ganze Nation über seine Abreise. Ihm folgte, als Finanzminister, **Joly de Fleury**. Er behielt diese Stelle nur kurze Zeit, aber doch lange genug, um sich bei dem Volke verhaßt zu machen. Auf diesen folgte Herr **Dormesson**, ein junger Patriot, dem der König selbst die Stelle eines Finanzministers antrug. Auch dieser blieb nicht lange; aber er nahm, als er seine Stelle niederlegte, die Achtung seiner Mitbürger mit sich. Nun aber erhielt die Stelle eines Finanzministers der Mann, welcher dazu bestimmt schien, die schon in Unordnung gerathenen Finanzen ganz zu zerrütten,

rütten, und Frankreich an den Rand des Abgrundes zu bringen, in den es nun gerathen ist; dieser Mann war Calonne. Ein Mann von flüchtigem, unüberlegtem Charakter, unmoralisch aus Grundsätzen, ohne Religion, mit mannigfaltigen Talenten begabt, die ihm aber nun dazu dienen, seine noch mannigfaltigern Laster desto weiter zu treiben: sein väterliches Vermögen hatte er durchgebracht, in Liebesintriguen und in Hofkabalen war er alt geworden, und als er zu der Stelle eines Finanzministers erhoben wurde, war er verschuldet, und allgemein verachtet. Unter seiner Verwaltung wurde der königliche Schatz wirklich der Schatz der Nation. „Jedermann konnte daraus schöpfen. Geschenke, Pensionen und Gnagengelder, kamen den, wirklichen oder vorgeblichen, Dienstleistungen, ja sogar den Forderungen entgegen; Künste und Talende wurden aufgemuntert; die Gläubiger des Staats wurden im voraus bezahlt; die Schulden der Prinzen wurden getilgt; der König kaufte Rambouillet, die Königin St. Cloud; die Domäinen der Krone wurden vertauscht, und Geld darauf aufgenommen; niemals war der Hof so glänzend, niemals der König so prächtig gewesen; niemals war der Geldumlauf im Reiche so groß

 „gewe-

„ gewesen. Eine Kasse zu Abtragung der Natio-
„ nalschuld wurde errichtet, und, zu gleicher Zeit,
„ neue Anlehen ausgeschrieben, wobei in dem Ein-
„ gange bewiesen wurde, daß der Minister das
„ Geheimniß gefunden habe, das Königreich durch
„ Anlehen schuldenfrei zu machen, und daß, ehe
„ zwanzig Jahre verflossen seyn würden, Frankreich
„ alle seine Schulden abbezahlt haben, und auf dem
„ höchsten Gipfel des Wohlstandes stehen werde.„
Aber dieser schöne Traum daurte nicht lange. Der Minister hatte alle Mittel, Geld zu bekommen, erschöpft, und nun ließ er die **Notabeln** zusammenberufen. Die Notabeln sollten, wie er sich vorstellte, alle seine Plane billigen, alle seine Projekte bewundern, die vorgeschlagenen neuen Auflagen annehmen, und in ehrfurchtsvollem Stillschweigen, zu allem ihren Beifall geben. Auch erwartete die ganze Nation, daß die Notabeln sich so verhalten würden, und schon verkaufte man auf dem Pontneuf zu Paris die kleinen Figuren von gemaltem Gyps, deren Kopf, wenn sie nur leicht berührt werden, beständig Beyfall nickt, unter dem Namen **Notabeln**. Darin hatte man sich indessen geirrt. Die Notabeln zeigten eine lobenswürdige Standhaftigkeit, und verwarfen alle Projekte und Plane des Finanzministers. Calonne

ne suchte durch Kabalen den rechtschaffenen, aber schwachen und furchtsamen Siegelbewahrer, **Mirosmesnil**, vom Hofe zu entfernen, und dies gelang ihm; er empfahl Herrn **Lamoignon** an diese Stelle, und auch dies erlangte er. Nun versuchte er, den Baron **Breteuil** vom Hofe wegzubringen; hier aber waren seine Maaßregeln zu kurz; und die Königin, welche den Baron Breteuil beschützte, entzog Herrn Calonne ihre Gunst. Zu gleicher Zeit fiengen die Notablen an, die Betrügereien des Finanzministers zu entdecken, und ihm blieb nichts mehr übrig, als sich heimlich nach England zu flüchten. Dort verzehrt er jetzt die ungeheuren Schätze, welche er der französischen Nation geraubt hat, so vergnügt, als bei beständigen Gewissensbissen, und bei unbefriedigtem Ehrgeitze möglich ist.

Calonne und Mirosmesnil waren nun vom Hofe entfernt, und an ihre Stellen kamen Herr von **Brienne** und Herr von **Lamoignon**. Unter diesen stiegen alle Unordnungen erst aufs höchste, und die Grundlage zu der jetzigen Revolution wurde gelegt. Herr von **Lomenie von Brienne**, Erzbischoff von Toulouse, war ein bei Hofkabalen und Staatsintriguen aufgezogener Mann.

Er hatte viel natürlichen Verstand, angebohrne Beredsamkeit; eine, durch Schmeicheleien gedungener Schriftsteller, auf den höchsten Grad gestiegene Eitelkeit; unbegränzten Ehrgeitz; eingeschränkte Kenntnisse; einen, durch Ausschweifungen aller Art, zerrütteten Körper; und einen schwachen und furchtsamen Charakter: die ganze Anlage zu einem Cardinal Richelieu. Schon lange hatte sich Brienne eine Stelle im Ministerium zu verschaffen gesucht, aber nie wollte es ihm glücken. Sogleich nach Zusammenberufung der Notabeln sah er Calonnes Fall voraus, und schon damals nahm er seine Maaßregeln, um an die Stelle dieses Ministers zu kommen. Er wandte sich an den **Abbe de Vermont**, den Vorleser der Königin, und erhielt, was er suchte; er wurde erster Finanzminister, an Calonnes Stelle. Die Nation freute sich über über seine Erhebung, weil man glaubte, daß er einen wohlüberlegten, und in langen Jahren reif gewordenen Plan mitbrächte; indem nicht zu vermuthen war, daß Jemand verwegen genug seyn könne, bei der allgemein bekannten Unordnung und Zerrüttung der Finanzen, die Aufsicht über dieselben freiwillig zu übernehmen, ohne schon mächtige Hülfsmittel zu ihrer Herstellung bereit zu haben. Dennoch war es so. Der Erzbischoff

bischoff zeigte bald, daß er weder Plan noch feste Grundsätze haben; denn was er vorher verworfen hatte, das billigte er jetzt. Als Notabel war er einer der stärksten Gegner der Landtaxe und der Stempeltaxe, der beiden neuen Auflagen, gewesen, welche Calonne auszuschreiben vorschlug: als Finanzminister empfahl er selbst die Ausschreibung dieser beiden neuen Auflagen, als das Einzige Mittel, dem Staate aufzuhelfen. Das Parlament widersetzte sich, die Nation murrete laut, und nun ließ der Finanzminister die ganze Maschinerie des Desptismus spielen. Der König gieng nach dem Palais, wo das Parlament versammelt war, um ein sogenanntes Lit de Justice zu halten, das heißt, um das despotische Machtwort: ICH WILL, auszusprechen, um dem Parlamente die Ausschreibung der beiden neuen Auflagen zu befehlen. Aber das Parlament zeigte unerwartete Festigkeit: es erklärte, daß eine solche Auflage von der ganzen Nation gebilligt werden müsse, und verlangte vom Könige die Zusammenberufung der Reichsstände. Sobald dieses Wort ausgesprochen war, schien die Nation aus einem tiefen Schlafe auf einmal zu erwachen; allgemein wurde von der Regierung die Zusammenberufung der Reichsstände verlangt. Dem Finanzminister ward

 bange;

er hob das Parlament auf, und schickte es nach Troyes in Champagne. Nach diesem neuen Streiche des Despotismus wurde die Gährung unter dem Volke, vorzüglich in Paris, sehr groß, und der erste Beweis, wie sehr die Nation aufgebracht war, der erste vorbereitende Schritt zu der jetzigen Staatsumwerfung zeigte sich, und geschah, wenige Tage nachher. Der König schickte seine beiden Brüder, an Einem Tage, nach zwey verschiedenen Gerichtshöfen, nach der Rechnungskammer, und nach der Cour des Aides, um dort die neuen Auflagen ausschreiben zu lassen. Man wußte, aus welcher Ursache die beiden Prinzen nach Paris kamen. Der Graf von Provence, der eine dieser beiden Prinzen, als ein Feind Calonnes bekannt, wurde von dem Volke mit Händeklatschen und freudigem Zurufen empfangen, und, unter fröhlichem Jauchzen, bis nach seinem Pallaste begleitet. Man drängte sich um ihn, man warf ihm Sträußer und Blumen zu, und gab ihm alle Beweise aufrichtiger Zuneigung. Den Grafen von Artois, dem andern Bruder des Königs, empfieng man ganz anders. Das Volk drängte sich, um seinen Wagen, aber eine schreckliche Stille herrschte unter dem Haufen, die nur, hie und da, von dem

dem durchdringenden Laute einer Pfeife unterbrochen wurde. Als er im Palais ankam, drängte sich das Volk näher um seinen Wagen, da er eben aussteigen wollte. Seine Wache trieb den Haufen auseinander, und verwundete, durch Zufall, einen Mann mit dem Bajonette. Der Pöbel wurde hiedurch so aufgebracht, daß das Leben des Prinzen in Gefahr kam, und er sich vor dem wüthenden Haufen kaum noch retten konnte. Als er aus dem Pallaste wieder heraus kam, um zurück nach Versailles zu reisen, folgte ihm ein ungeheurer Haufe nach, der ihn mit Auspfeifen und Auszischen, bis auf den Pontneuf verfolgte, wo einige, in Eile zusammengerufene Soldaten, ihn von dem Pöbel befreiten.

In Versailles war man über die Folgen einer so gefährlichen Gährung, und einer solchen Stimmung der Pariser, sehr besorgt. Der Finanzminister wurde zum ersten Staatsminister ernannt, und immer noch erwartete man durch ihn Herstellung der öffentlichen Ruhe und der Finanzen. Der Staatsminister sah nun wohl ein, daß durch Gewalt nichts auszurichten war, und gebrauchte daher List. Auf Anrathen seines Freundes, des Siegelbewahrers der Lamoignon, fieng

er an, mit den Mitgliedern des verwiesenen Parlaments in Unterhandlung zu treten. Er stellte ihnen vor, in welcher traurigen Lage der Staat sich befinde, und wie nöthig es sey, so schnell als möglich Hülfe zu schaffen. „Er gebe zu, sagte „er, daß nur allein die Reichsstände Auflagen „von solcher Wichtigkeit ausschreiben könnten; „aber die Zusammenberufung der Stände erfor„dere Zeit, und die Gefahr sey dringend, man „möchte ihm also wenigstens erlauben, indessen „ein Anlehen zu machen.„ Das Parlament nahm den Vorschlag an, es wurde zurückberufen, und der Minister, nachdem er vorher von der Einwilligung aller Parlamentsglieder sicher war, beredete den König, abermals ein Lit de Justice zu halten, um den Plan zu dem neuen Anlehen dem Parlamente vorzulegen, um dessen Einwilligung zu erlangen. Dies war die Falle, in welche der verschmitzte Staatsminister die Parlamentsglieder locken wollte: unter dem Versprechen, die Reichsstände zusammen zu berufen, (ein Versprechen, welches er gar nicht zu halten gedachte), wollte er sie überreden, sein neues Anlehen zu bewilligen. Er hätte seinen Zweck erreicht, wenn er nicht, was bei einem Staatsminister unverzeihlich ist, wenn er nicht, sage ich, selbst, durch unvorsich-

tige

tige Reden, seinen Plan verrathen hätte. Seine Absichten wurden bekannt, und als der König im Parlamente wegen des Anlehens erschien, so hielten viele Parlamentsglieder ihr, dem Minister gegebenes, Wort nicht, sondern votirten gegen das Anlehen. Als der Siegelbewahrer Lamoignon, welcher den König in das Parlament begleitet hatte, sah, daß die Mehrheit der Stimmen gegen das Anlehen ausfiel: so befahl er, in Gegenwart des Königs, der dazu stille schwieg, daß man das Anlehen, als von dem Parlamente bewilligt, in die Bücher eintragen sollte, ohne die Stimmen zu zählen. Der Herzog von Orleans protestirte gegen eine solche Gewaltthätigkeit, und der König war über diese Protestation so erbittert, daß er den Herzog sogleich im Parlamentssaale in Verhaft nehmen lassen wollte. Man bat für ihn, und der König gab nach, verwies aber auf der Stelle den Herzog in eine entlegene Provinz, und ließ zwei der standhaftesten Parlamentsglieder durch Verhaftbriefe ins Gefängniß setzen. Das neue Anlehen hatte keinen guten Fortgang: niemand wollte sein Geld einem so zerrütteten Staate anvertrauen, der sichtbar immer mehr und mehr zerfiel. Der Principalminister erhielt indessen, zur Belohnung für seine geleisteten

leisteten Dienste, das Erzbißthum zu Sens, und eine reiche Abtei; der Siegelbewahrer bekam 200,000. Livres, als eine Aussteuer für seine Tochter.

Der Prinzipalminister und der Siegelbewahrer verfielen nun, da das erste Projekt mißglückt war, auf einen neuen Plan. Da sie aber nunmehr aus Erfahrung wußten, wie großen Schaden, bei der Ausführung solcher Projekte, Schwatzhaftigkeit verursacht: so sollte dieser neue Plan, so lange bis er ausgeführt seyn würde, für jedermann ein undurchdringliches Geheimniß bleiben. Auf einmal war Frankreich in der größten Unruhe. Alle abwesende Militairpersonen wurden zu ihren Fahnen zurückberufen. Oberofficiere wurden nach den Provinzen geschickt, und jeder von ihnen erhielt versiegelte Instruktionen, welche sie alle, an einem und demselbigen Tage, und in derselben bestimmten Stunde, eröfnen sollten. Zu Versailles wurde eine neue Druckerey errichtet; eine Menge Druckerpressen sind Tag und Nacht beschäftigt, ohne daß man weiß, was sie drucken; denn eine dreifache Reihe von Bajonetten verhindert alle Gemeinschaft der Buchdrucker mit dem Publikum. Mit Schrecken und Furcht erwartete

nun

nun die Nation, was diese neuen Bemühungen des Despotismus wohl zum Zwecke haben möchten. Man gab sich große Mühe, das Geheimniß zu erfahren; aber vergeblich. Nur Despremenil, der unermüdete Despremenil, war glücklich genug, das Geheimnis zu erhalten. Es kostete ihm fünf hundert Louisd'ors; aber er erhielt es. Ein Correkturbogen des neuen Edikts, in eine Kugel vom Thon eingeschlossen, wurde in der Druckerey zum Fenster hinausgeworfen. So bald Despremenil diesen Abdruck des Edikts erhalten hatte, theilte er denselben sogleich seinen Mitbrüdern, den Parlamentsgliedern, mit, und alle schworen, so wie er und die Pairs des Königreiches, daß sie kein Edikt, welches aus dieser Presse des Ministers komme, für gültig halten wollten. Der Principalminister, aufgebracht, sein Geheimuiß verrathen zu sehen, wirkte Verhaftbriefe gegen den Herrn Despremenil aus, so wie gegen Herrn Goestard, ein anderes Parlamentsglied. Beide erfahren es, und retten sich in den Parlamentssaal, wo das versammelte Parlament erklärt, daß ihre beiden Mitglieder unter dem Schutze des Königs und des Gesetzes seyn. Das Parlament und die Pairs des Königreiches versammlen sich im Palais, und schicken Abgesandte

sandte an den König, um ihn zu bitten, bessere Rathgeber zu wählen. Gegen Mitternacht marschiren einige Bataillons Soldaten gegen das Palais an, mit Zimmerleuten voraus, welche, die Axt auf der Schulter tragend, bereit sind, die Thüren einzuhauen, die sich nicht gutwillig öfnen werden. Sie kommen in den Hof des Palais, und verlangen, daß man ihnen die beiden Parlamentsglieder ausliefern sollte; das Parlament aber antwortet mit Einer Stimme: „Wir sind „Alle Despremenils und Goestards.„ Die Soldaten wollten hierauf mit Gewalt einbrechen, aber die beiden Magistratspersonen, welche man suchte, übergaben sich selbst den Händen dieser Werkzeuge der Tiranney; um das Blutvergiessen an einem der Gerechtigkeit geheiligten Orte zu verhüten. Wenige Tage nachher, am 8ten May 1788. erschien das berüchtigte Edikt, wodurch der Minister die sogenannte Cour pleniere einführen wollte. Nun vereinigte sich die Nation mit den Parlamentern, um die Errichtung eines so despotischen Tribunals zu verhindern.

Da der Principalminister sah, daß alle seine Plane mißglückten; da er anfing, zu fühlen, daß er nicht im Stande war, eine so große und so aufgeklärte Nation zu beherrschen: da schlug er dem

dem Könige vor, Herrn Necker zurück zu berufen, um gemeinschaftlich mit ihm zu regieren. Necker schlug das Anerbieten aus, und der Erzbischoff, der wohl fühlte, daß er sich nicht länger würde halten können, legte seine Stelle nieder. Er erhielt zur Belohnung, für so viele geleistete wichtige Dienste, den Cardinalshut, und 800,000. Livres jährlicher Einkünfte. Daß man ihn so königlich belohnte, beweist, wie mir scheint, deutlich genug, daß der Hof die Grundsätze des allerhärtesten und grausamsten Despotismus angenommen hatte, und befolgte; denn Brienne, dieser Liebling, von dem man sich so ungern trennte, war ein Despot aus Grundsätzen, wie alle schwache und furchtsame Menschen, die allemal zugleich listig, verschlagen, hart und grausam sind. In der königlichen Sitzung, am neunzehnten November 1787. sagte er folgende merkwürdige Worte: „Ein König von Frankreich kann in den Stell„vertretern der drei Stände des Staats weiter „nichts, als einen größern Staatsrath finden, „und er bleibt allemal der oberste Schiedsrichter „ihrer Vorstellungen und ihrer Klagen.„ a) Dieser

a) Un Roi de France ne peut trouver dans les répréſentants des trois ordres de l'état qu'un con-

ser Grundsatz enthält die Quintessenz des Staats-rechtes eines asiatischen Despoten. Was? Der Monarch soll, wenn eine ganze Nation klagt, wenn fünf und zwanzig Millionen Menschen Vorstellungen und Klagen zu den Füßen seines Throns niederlegen, mit Einem Worte mit Einem Machtspruche, sagen können: „begebt euch weg, ich will „euch nicht anhören, ihr klagt mit Unrecht; ich bin „Schiedsrichter, und entscheide, daß eure Klagen „ungerecht sind, und daß es mir nicht behagt, eure „Vorstellungen anzuhören.„ Großer Gott! welch ein ungeheurer Grundsatz! Wie ganz anders dachte Heinrich der Vierte, er, der das große Wort sagte: „ich hoffe, es noch dahin zu bringen, daß „auch der ärmste meiner Unterthanen, alle Sonn-„tage ein Huhn im Topfe haben soll.„ Wie ganz anders dachte König Friedrich der Einzige, er, der jedem seiner Unterthanen, ohne Unterschied, erlaubte, sich dem Throne zu nähern, oder an ihn zu schreiben, und seine Klagen unmittelbar an ihn selbst zu bringen, und der nie ein Unrecht, das durch ihn, oder durch die, welche seine Stelle vertraten, einem seiner Unterthanen zugefügt worden

conseil plus étendu, & il est toujours l'arbitre suprême, de leurs réprésentations & de leurs doléances.

den war, erfuhr, ohne es sogleich wieder gut zu machen. Wie ganz anders dachte Joseph der Große, er, der selbst sagt: „Ist es nicht Unsinn, „zu glauben, daß Obrigkeiten das Land als ein „Eigenthum besäßen, bevor noch Unterthanen „waren? und daß sie das ihrige, unter gewissen „Bedingungen, an die letztern abgegeben haben? „Müßten sie nicht auf der Stelle vor Hunger da- „von laufen, wenn niemand den Grund bearbei- „tete? So absurd wäre es, wenn sich ein Lan- „desfürst einbildete, das Land gehöre ihm, und „nicht er dem Lande zu, Millionen Menschen seyn „für ihn, and nicht er für sie gemacht, um ih- „nen zu dienen.„ a) Und an einem andern Orte sagt eben dieser große Fürst: „Schon von Lan- „desfürsten anzufangen, denkt mancher, daß er „das Vermögen des Staats und seiner Unter- „thanen als sein vollkommenes Eigenthum anse- „hen könne, glaubte, daß die Vorsehung Millio- „nen Menschen für ihn geschaffen hat, und läßt „es sich dabei nicht träumen, daß er, für den

„Dienst

a) Kaiser Josephs des Zweiten eigenhän- dige Schrift über seine neue Steuer.

„Dienst dieser Millionen, zu seinem Platze
„von selber bestimmt worden.„ a)

Unter der Regierung des Herrn von Brienne wurden die ersten Saamen der Zwietracht zwischen den verschiedenen Ständen ausgestreut; und unter ihm verlor, wie man behauptet, der königliche Schatz, durch überflüßige Ausgaben, die bloß allein zu Unterstützung seiner Projekte dienten, über hundert Millionen Livres.

Der Siegelbewahrer, Herr von Lamoignon, war der vertraute Freund des Ministers; er hatte an allen seinen Planen Antheil. Er war ein unruhiger, thätiger, ehrgeitziger, superficieller Mann. Als er die Stelle eines Siegelbewahrers erhielt, war er voller Schulden. Er suchte in dieser Stelle Ehre und Geld, und erhielt keines von beiden. Nachdem der Principalminister abgedankt hatte, bat auch Lamoignon um seine Entlassung, und erhielt sie. Er ertrug seine Ungnade mit stoischer Gelassenheit. Ob er gleich allgemein verhaßt war, so gab ihm doch sein Gewissen Zeugniß, daß seine Absichten rein gewesen waren, und dabei beruhigte er sich. Ihm blieben, auch im Unglücke, alle seine vormaligen Freunde getreu,

a) Kaiser Josephs des Zweyten eigenhändige Schrift über die Staatsverwaltung. 1784.

treu, und, was bei einem gefallenen Höflinge unerhört ist, sogar die Minister besuchten ihn oft. Sein Charakter war gut. Er war ein guter Vater, ein guter Freund, ein guter Ehemann. Seine Frau und seine Kinder beweinen ihn noch, ob er gleich das Vermögen seiner Familie durchgebracht hat, und voller Schulden gestorben ist. Sein Tod, der bald nach seiner Entlassung erfolgte, war wahrscheinlich freiwillig. Man fand ihn, in einem Pavillon seines Gartens, mit seiner Jagdflinte zwischen den Beinen, und den Kopf mit einer Kugel durchschossen. Er starb noch zu rechter Zeit, und schien glücklich zu preisen, daß ihm nicht vorbehalten war, die Auftritte der Revolution mit anzusehen. Von ihm gilt, was Tacitus vom Agricola sagt: Non vidit obsessam curiam, & clausum armis senatum, & eodem strage tot consularium caedes, tot nobilissimarum fœminarum exsilia & fugas.

Das Weigern des Pariser Parlaments, die verlangten neuen Auflagen auszuschreiben, war der erste vorbereitende Schritt zu der großen Revolution in Frankreich. Das Parlament, das, seit so langer Zeit, alle Auflagen im Reiche ausgeschrieben hatte, erklärte nun auf einmal, ganz unvermuthet, daß es bisher dazu kein Recht ge-

habt habe, sondern daß dieses Recht der Nation zugehöre. Es klagte sich auf einmal selbst an. Wäre Herr von Brienne ein Mann von Kopf, ein wahrer Staatsmann gewesen: so hätte er sogleich die Reichsstände zusammenberufen, die Parlamenter, zufolge ihres eigenen Geständnisses, bei der Nation angeklagt, und dieselben ihrer Strafe überlassen. Statt dessen wollte er die Bestrafung der Parlamenter selbst übernehmen, und darinn fehlte er sehr; denn nun vereinigte sich die Nation mit den Parlamentern gegen die Regierung, welches sonst nie geschehen wäre. Die Parlamenter wollten, dadurch, daß sie die Zusammenberufung der Reichsstände verlangten, sich nur der Regierung furchtbar machen; sie wollten nichts weniger, als daß dieses Verlangen erfüllt werden sollte: dann durch Zusammenberufung der Reichsstände wurden die Parlamenter selbst in Nichts verwandelt, und verlohren alle ihre Vorrechte. Daß sie diese Zusammenberufung wirklich nicht im Ernste verlangt hatten, dies zeigte sich in der Folge deutlich genug; denn die Parlamenter setzten der Zusammenberufung der Reichsstände, nachdem dieselbe von der Regierung beschlossen war, selbst die größten Schwierigkeiten entgegen, und Despremenil, den man für einen so großen Patrioten

ten gehalten hatte, ist, noch bis auf diese Stunde in der Nationalversammlung einer der wüthensten Aristokraten, der, durch Reden und Schriften, schon alles versucht hat, um den alten Despotismus wieder herzustellen; der sogar versprochen hat, in der Nbtionalversammlung selbst, den Plan zu einer Contrerevolution vorzutragen, und der, was beinahe unglaublich scheint, sein Versprechen wirklich erfüllt hat. Beinahe alle Mitglieder des Pariser Parlaments hatten beträchtliche Summen in den königlichen Fonds, dadurch fand sich ihr Interesse beständig, zwischen der Zusammenberufung der Reichsstände, welche, um den Bankerot zu verhindern, nöthig war, und der Nichtzusammenberufung, welche allein ihrer Existenz Dauer geben konnte, getheilt. Das Interesse des Geldgeitzes hielt dem Interesse des Ehrgeitzes das Gleichgewicht; und je nachdem das eine Interesse, oder das andere, die Oberhand erhielt, handelte das Parlament so, oder anders. Daher läßt sich das sonderbare, sich beständig widersprechende Betragen des Pariser Parlaments erklären, welches man bis jetzt vergeblich zu erklären gesucht hat. Die Parlamenter in den Provinzen ahmten dem Pariser Parlamente beständig nach, ohne zu wissen, warum, und ohne dieselben Beweggründe zu haben. Mir

scheint diese Bemerkung wichtig: denn hierinn liegt eigentlich die allererste Ursache der Revolution. Minister, Erzbischöffe und Parlamentsglieder waren Geldwucherer, Wechseljuden und Papierhändler geworden: alle wollten bezahlt seyn; und darum mußten sie die Nation zusammenberufen, um ihr, durch süße Worte und herrliche Vorspiegelungen einer anscheinenden Freiheit, Geld abzulocken; die Freiheit sollte nur anscheinend, das Geld aber sollte reel seyn; denn Wechseljuden und Papierhändler sind allemal die größten Lobredner des Despotismus. So war der Plan; aber der Vorsehung gefiel es anders. Hätte das Pariser Parlament, wie es vorher so oft gethan hatte, ohne Widerrede das königliche Edikt angenommen, und ausgeschrieben: so hätte das Volk bezahlen müssen, und bis auf diesen Tag wäre Frankreich noch im vorigen Zustande. Daraus, daß es das Einschreiben des Edikts verweigerte, entstanden alle Unruhen. Wie kann man denn sagen, die französische Revolution sey eine Folge der Philosophie; sie sey das edle Zerreißen der Ketten eines lange Zeit in der Knechtschaft gehaltenen Volkes? So wie immer die größten Begebenheiten aus kleinen und unmerklichen Ursachen entspringen: so entsprang auch die große

fran-

französische Revolution, mit allen ihren unabsehbaren Folgen, aus einem Staatsfehler des Herrn von Brienne; ein Staatsfehler, der um soviel größer, und um soviel unverzeihlicher war, da er, als Minister, nicht nur dadurch nichts gewann, sondern vielmehr sich selbst aus einer kleinen Verlegenheit in eine weit größere versetzte; denn vorher fehlte es ihm bloß allein an Gelde; nun aber waren alle Parlamenter und die ganze Nation gegen ihn, und so erhielt er nicht nur kein Geld, sondern er verlor zugleich das Einzige Mittel, Geld zu bekommen. In einem solchen Zustande konnte er sich nicht halten; er mußte fallen: auch fiel er; aber sein Fall zog die Umwerfung des Staats nach sich. Statt daß er, mit der Weisheit eines großen Staatsmannes, die Augen der Nation von dem Punkte, nach welchem er hinzielte, hätte abwenden, und auf einen andern Gegenstand lenken sollen: statt dessen, machte er, durch sein unüberlegtes Betragen, das große Staatsgeheimniß überall bekannt. Statt daß er sich hätte gegen die Parlamenter erbittert stellen, und die Nation zusammenberufen sollen, um sie zu richten: statt dessen, überließ er sich einer unverzeihlichen Rachsucht; und dadurch erfuhr die Nation das große Geheimniß, das sie nie

hätte

hätte erfahren sollen; daß sie nehmlich nur zusammenberufen werde, weil die Regierung, ohne ihren Beistand nicht länger bestehen konnte. Da war es dann auch sehr natürlich, daß sie einen ganz andern Ton annahm, als sie sonst angenommen haben würde, und daß sie nun mit dem Könige sprach, wie aufgebrachte Gläubiger mit einem bankerotten Schuldner zu sprechen gewohnt sind. Könnte Brienne einsehen, was für eine schöne Gelegenheit er aus den Händen ließ, um sich unsterblich zu machen: so müßten ihn, wenn er auch nur einen Funken von Ehrgeitz besitzt, Schmerz und Reue zur Verzweiflung bringen.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Girtanner, Christoph,

Historische Nachrichten ... über die französische Revolution

S.l. 1792

Gall.rev. 390
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10422062-0
VD18 14501430-008